Nr. 79 — Jahrgang 17 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 5. April 1931

Volkswille

zugleich **Volksstimme** für Bielitz

Geschäftsstelle der „Volksstimme“ Bielsko, Republikanska Nr. 41.

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei in Polen

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 4. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kosciuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

Einigung zwischen Polen und Danzig?

Verhandlungen über die Importquoten zwischen beiden Staaten — Möglichkeit eines besonderen Abkommens Aufnahme regerer Handelsbeziehungen

Warschau. Zwischen den Vertretern Danzigs und der polnischen Regierung haben in den letzten Tagen Verhandlungen stattgefunden, die sich auf den Import Danziger Produktion nach Polen und polnischer Erzeugnisse nach dem Freistaat Danzig beziehen. Man spricht von der Vorbereitung eines neuen Abkommens, welches gestattet, daß die Produktion Danzigs in Polen ein größeres Absatzfeld findet. Die Verhandlungen finden auf eine Anregung des Danziger Senats statt und haben bisher einen guten Verlauf genommen. Es wird versichert, daß Polen bereit ist, größere Zugeständnisse zu machen, um die Wirtschaftslage des Freistaates zu heben, erwartet aber Entgegenkommen auf anderen Gebieten. Die Verhandlungen sind zur Zeit abgebrochen und werden nach den Feiertagen fortgesetzt. Man hält den Abschluß dieses Importabkommens auf Gegenseitigkeit als gesichert.

Politische Ostern

Warschau. Während der Osterfeiertage sind keine politische Entscheidungen zu erwarten. Um die Regierungsbildung sind sämtliche Kombinationen zum Stillstand gekommen. Der Staatspräsident hat sich nach Spala begeben und auch Pilsudski will die Feiertage in Sulejowka verleben. Allerdings werden sich einige Minister in Zakopane treffen, wo Slawek bereits weilt und wo sich der Postminister Boerner begibt, auch die beiden Marschälle vom Sejm und Senat haben sich in Osterferien begeben. Man erwartet, daß über die Kabinettsumbildung erst Ende der kommenden Woche, näheres zu erfahren sein wird.

Auch eine Osterfreude

Wer nicht zu Militär kann, muß zahlen.

Warschau. Aus dem Finanzministerium wird berichtet, daß hier ein neues Projekt einer besonderen Militärsteuer vorbereitet wird. Alle Personen, die eine Befreiung vom Militärdienst erlangt haben, werden einer Steuer unterliegen, die die Gemeinden auf Grund der Einkommensteuer besonders erheben werden. Die Steuer soll 10 bis 15 Prozent betragen und zwar 10 Prozent für ganz untaugliche und 15 Prozent für waffenfähige Personen. Mit der Einführung der Steuer ist noch in diesem Jahre zu rechnen.

Russischer Protest in Japan

Diplomatische Schritte wegen des Attentats auf Anikijeff — Rußland erwartet Genugtuung — Deutsch-russische Besprechungen in Berlin

Moskau. Der sowjetrussische Botschafter in Tokio, Trojanowski, hatte im Auftrage seiner Regierung der japanischen Regierung eine Protestnote wegen des Attentats auf den Handelsrat der Sowjetbotschaft, Anikijeff, überreicht. Da von der japanischen Regierung bisher keine Antwort auf diese Note eingegangen ist, gab Karachan am 1. April im Auftrage der Sowjetregierung dem japanischen Botschafter Hireta eine Erklärung ab, in der er der Hoffnung Ausdruck verlieh, daß die japanische Regierung die Notwendigkeit zur Durchführung der in der Note vom 23. März angeregten Maßnahmen zur Schaffung einer freundschaftlichen Atmosphäre zwischen der Sowjetunion und Japan eingesehen habe.

Karachan erklärte weiter, die Sowjetregierung rechne damit, daß die japanische Regierung sie in der nächsten Zeit von den Maßnahmen in Kenntnis setzen werden, die die Möglichkeit neuer sowjetfeindlicher Akte in Japan verhüten werden.

Die Finanzierung der Sowjetaufträge

Pjatakoff kommt nach Berlin.

Moskau. Nach einer Meldung der Telegraphenagentur der Sowjetunion hat der sowjetrussische Botschafter in Berlin mitgeteilt, daß die Finanzierung der Sowjetaufträge an Deutschland entsprechend dem Uebereinkommen zwischen Ordschonikidse, dem Vorsitzenden des Obersten Volkswirtschaftsrates der Sowjetunion und Vertretern der deutschen Industrie bei deren kürzlichem Aufenthalt in Moskau sichergestellt sei. Infolgedessen sei Pjatakoff am Freitag als Bevollmächtigter des Obersten Volkswirtschaftsrates der Sowjetunion nach Berlin abgereist, um einen endgültigen Vertrag abzuschließen und die Verteilung der Aufträge in die Wege zu leiten. In den nächsten Tagen wird ferner eine Gruppe von Vertretern der Sowjetindustrie die Reise nach Berlin antreten.

Das endgültige Ergebnis der Betriebsratswahlen im Ruhrgebiet

Essen. Das jetzt vorliegende endgültige Ergebnis der Betriebsratswahlen im Ruhrgebiet zeigt von den 185 Schachtanlagen folgendes Bild: Die Freien Gewerkschaften erhielten 81 344 Stimmen, die Christlichen Gewerkschaften 54 161, Hirsch-Duncker 1976, Polen 163, Rote Gewerkschaften 62 476, Syndikalisten 1931, Deutsche Arbeiter 10 560, Nationalsozialisten 7893. Die Wahlbeteiligung betrug, ähnlich wie im Vorjahre, 80 bis 85 Prozent. Auf die Freien Gewerkschaften entfielen 38 (im Vorjahre 43,6 Prozent), auf die Christlichen Gewerkschaften 24,7 (26,2 Prozent), auf die Rote Gewerkschaft 28 (23,2), Deutsche Arbeiter 4,8 (2,9), Nationalsozialisten 2,5 (0) Prozent.

Der Vermögensstand Polens

Warschau. Im Verlage des polnischen Finanzministeriums ist ein Werk des Ingenieurs Kruszewski erschienen, in dem der Vermögensstand des polnischen Staates festgestellt wird. Darnach hat der polnische Staat ein Vermögen von 16 401 578,000 Zloty. Nach Abzug der Schulden betrug am 1. Januar 1931 der Vermögensstand 12 617 205,090 Zloty.

Verurteilung der peruanischen Meuterer

Lima. 29 Unteroffiziere und Mannschaften sind heute wegen ihrer Teilnahme an der Meuterei von drei Kompagnien des fünften Infanterieregiments am 24. März zu Strafen von einem bis zu 20 Jahren Gefängnis verurteilt worden. Die Meuterei soll auf kommunistische Hetze zurückzuführen sein sowie auf die Nichtzahlung der Löhnung.



Dr. Sahm wird Oberbürgermeister von Berlin?

Dr. h. c. Sahm, der frühere Präsident des Danziger Senats, gilt nach den neuesten Fraktions-Besprechungen als der aussichtsreichste Kandidat für den Posten des Oberbürgermeisters von Berlin. Seine Wahl dürfte in der Woche nach Ostern erfolgen.

Politische Auferstehung

Die Legende berichtet, daß der große Nazarener, von den Schergen der damaligen Machthaber deshalb gemartert, weil er eine neue Heilsbotschaft der Menschheit verkündigt hat, daß alles Irdische fallen muß, um neuem Platz zu haben, am dritten Tage vom Tode auferstanden ist. Damit wollte die Legende der Christenheit schon dokumentieren, daß alles Leiden auch einmal ein Ende hat. Wohl wissen wir aus historischen Forschungen, daß die Gestalt des großen Gottessohnes nicht nachweisbar ist und selbst, wenn sie ein Mythos bleibt, so doch wiederum als Beweis dafür, daß die Menschheit im ständigen Ringen sich nach Freiheit sehnte und sich immer wieder Künder fanden, die sie neuen Zielen entgegenführen wollten. In ihrer ersten Deutung hat die christliche Lehre soviel Verständnis für die leidende Menschheit, daß man in manchen Thesen des Christentums ein Stück sozialistische Auffassung finden kann. Aber diese Lehre ist im Laufe der Jahrhunderte einer gründlichen Revision unterzogen worden, die Religion der Armen und Bedrängten ist zum Mittel politischer Knechtschaft umgewandelt und bedient sich gern jener Phrase, die die Gleichheit der Menschen auf diesem Erdenball vereint und Sklaven und Herrschende befürwortet. Geht man den Legenden der Christenheit bis in die heidnischen Gefilde der Götterbildung nach, so findet man zwar keinen Gottessohn, der nach Erlösung heischt und eine neue Religion verkündigt, sondern es ist die Anpassung der Lehrer an die Naturgeschichte, vom Entstehen, Werden und Vergehen. Es ist doch nicht zu bestreiten, daß sich die kirchlichen Feste an die Naturerscheinungen anpassen, im Frühling also, dem Aufblühen der Natur, auch das Fest der Auferstehung Christis feiern. Und wäre die christliche Lehre wirklich das, was sie in ihren Anfangsstadien war, es dürfte heute nur Gleiche unter Gleichen geben, Unterdrückung und Knechtschaft, Not und Elend dürften nicht mehr Plage der Mehrheit der Völker sein, sondern jeder müßte ein Stück Himmelreich leben. Niemand wird die guten Erscheinungen der Religionskämpfe und ihrer Kulturwertung leugnen wollen, aber ist sie nicht inzwischen Machtmittel geworden, die eben auf Staat und Gesellschaft im politischen Interesse Einfluß gewinnen will? Ihre Auferstehungsfeiern sind nicht vereinbar mit den Lehren des großen Nazareners, sie sind ein Stück politischen Geschäfts, wie alles andere auf dieser kapitalistischen Welt auch.

Fast zwei Jahrtausende sind seit der Zeitrechnung des Christentums vergangen und die Knechtschaft ist verblieben; was wir für die breiten Massen an politischer Freiheit sehen und was sie an Rechten gewonnen hat, ist ihr nicht als ein Gnadengeschenk des Himmels anvertraut, sondern durch martervolle Kämpfe, verbunden mit Tod und jahrzehntelangen Zuchthaus- und Gefängnisstrafen und vor allem, gegen den Willen der Kirche erworben. Wie einst die frommen Christen ihre Lehre gegen die Tyrannen am Königsthron verteidigen und durchfechten mußten, so mußte es die Arbeiterklasse Jahrzehnte hindurch tun, bis das bißchen Freiheit erworben wurde, welche man heute allen Orts wieder zu beseitigen droht, wie das Anwachsen der faschistischen Welle in Europa beweist und die christliche Kirche empfängt Gnadengeschenke von Mördern, wie Mussolini, und will mit Gewalt einen wankenden König erhalten, wie in Spanien, wo gerade der politische Katholizismus die stärkste Stütze des Thrones ist. Wohlwissend, welche Morde und Verbrechen an den Schergen des Faschismus kleben, hat sich der Papst keinen Augenblick gescheut, aus den Händen Mussolinis den Lateranvertrag, den Kirchenstaat, zu erhalten. Aber das ist seine Sache, nicht darum handelt es sich hier, sondern um zu zeigen, daß die Kirche nie politische Geschäfte verschmäht hat, obgleich es doch in der Lehre des großen Nazareners heißt, daß dieses Reich nicht sein Reich ist, sondern ein anderes Gefilde, in welchem, alle Menschen gleich, einem Ziel dienen: der Freiheit und Glückseligkeit. Und diese Freiheit der Menschheit zu bieten, sie aus diesem kapitalistischen Joch zu befreien, hat sich die sozialistische Bewegung zum Ziel gesetzt, nichts anderes und nichts mehr, als Gleiche unter Gleichen zu schaffen, was einst als Ziel des Christentums gesetzt worden ist.

Es ist bisher nicht gelungen, dieses Ziel durchzusetzen, weil, die Machtverhältnisse zu erhalten, die Menschen Machthabern zu unterordnen, Aufgabe der Kirche war, die sich, ohne Rücksicht auf Religionen der Machthaber, gern in ihren Dienst gestellt hat, wenn sie selbst dabei nur Vorteile zog. Wie schon die Christenlehre selbst sagt, daß man zwei Göt-

tern nicht dienen kann, also nicht den Armen und den Herrschern zugleich, so hat man sich eben entschlosssen, den Mächtigen zu dienen und die breiten Massen in Botsmäßigkeit für die Herrschenden zu erhalten. Und das ist es, was die moderne Arbeiterbewegung von der Kirche trennt, was sie veranlaßt, jedem in dieser Hinsicht seine freie Meinung zu überlassen, politisch aber Kirche und Staat zu trennen, die kirchlichen Bestrebungen nicht zum Machtkampf auf politischem Gebiet gleiten zu lassen, und solange die Kirche sich in politische Dinge einmischt, muß sie es sich auch gefallen lassen, daß sie in diesen Kampf einbezogen wird, daß man weltliche Taten von kirchlichen Dingen zu scheiden wissen wird und ihr mit den Mitteln begegnet, wie jedem Gegner im politischen Kampf auch.

Aber die Tatsache, daß die kirchlichen Parteien jederzeit im politischen Kampf stehen, beweist am besten, daß sie irdische Interessengemeinschaften sind, daß sie nicht restlos daran glauben, was sie lehren, daß erst im künftigen Leben Glück und Freiheit folgen, sondern sie verlassen sich nicht auf Gott allein, wollen lieber hier schon im politischen Kampf ihre Interessen wahrnehmen. Und das Gleiche denkt auch die sozialistische Bewegung, mag nach unserem Tode kommen, was wolle, unsere Aufgabe ist es, die Welt so zu gestalten, daß wir heute schon genügend Brot und ausreichenden Einfluß auf die politische Gestaltung haben. Wir wollen durchaus nicht die Kirche und ihre Lehre einschränken, aber sie soll nicht die Bevorzugte sein, da die Steuergelder auch Andersgesinnter verbraucht, sondern soll sich von ihren Gläubigen allein aushalten lassen. Darum immer wieder unsere Forderung nach Trennung von Kirche und Staat, darum der politische Kampf um die Auferstehung der Massen und aus dem Dunkel der Knechtschaft zur politischen Freiheit, zur Beseitigung einer Weltordnung, die selbst nach der christlichen Lehre unwürdig ist, ertragen zu werden. Stellt sich die Kirche, samt ihren Festen, diesem Ziel entgegen, so muß sie eben als ein Hindernis erkannt und dementsprechend behandelt werden.

Ginge es so schön nach der Lehre der Christenheit, so könnte es unmöglich sein, daß es heute in einer so katholischen Gegend, und darauf ist man ja in unserer Wojewodschaft besonders stolz, nicht weniger wie gegen 72 000 Arbeitslose geben kann, und rechnet man die davon Betroffenen mit, so ist es fast ein Viertel der Gesamtbevölkerung, dürfte es nicht soviel Not und Elend geben, damit einige hundert Direcktoren im Dienste internationaler Ausbeuter ein parasitenhaftes Dasein führen. Aber das ist nicht nur bei uns allein so, es ist Erscheinung der kapitalistischen Welt und sie bedient sich der Kirche am wohlgefälligsten, wenn es gegen die moderne Arbeiterbewegung geht. Wir haben es erst dieser Tage in der frommen Presse lesen können, daß sich der Bischof, der Wojewode und der Sejmmarschall zusammengefunden haben, um den Arbeitslosen aus Gnadenspenden zu Hilfe zu kommen, statt dem Staat die Möglichkeit zu geben, diese Opfer kapitalistischer Wirtschaftsweise mit dem Segen Gottes zu ernähren und zu unterhalten, denn es ist nicht ihre Schuld, wenn sie weder Arbeit noch Brot haben. Es klingt wie ein Hohn, daß man das Himmelreich den Toten predigt, den Lebendigen aber dem Hungertode entgegentreibt und das ist es, was wir Sozialisten nicht unterstreichen wollen, denn wollte man Besitz und Reichtum einigermaßen ausgleichend teilen, gäbe es für alle genügend Unterhalt, aber vor diesem Ziel schreckt man ab und vertröstet die Hungernden auf ein besseres Dasein nach dem Tode.

Der Befreiungskampf der breiten Massen ist, aus der Natur der Dinge heraus, ein politischer Kampf. Und wenn die Kirche ihre Auferstehungsfeiern begeht, so ist es Aufgabe der aufstrebenden Arbeiterklasse, den Massen zu zeigen, daß diese heilige Kirche nicht mit Gottes Wort, sondern im politischen Kampf groß und mächtig und gefürchtet geworden ist. Darum rufen auch wir die Massen zum politischen Kampf auf gegen Unterdrückung, Not und Gewalt, für Freiheit, Brot und Demokratie. Nicht predigen wir Haß den Reichen, sondern: Gleiches Recht für Jedermann! Aber man muß die Feste feiern, wie sie fallen und deshalb zeigen wir die Schattenseiten auf, die die heutigen Machthaber aufzuweisen haben, um auf dem Boden des bestehenden Rechts, nicht mit Gewalt, sondern mit Mitteln des Geistes, der politischen Aufklärung, die Massen jener Auferstehung entgegenzuführen, die der große Nazarener erreichen wollte, eine neue Welt, ohne Herrn und Sklaven. Diesen Kampf um eine bessere Zukunft nehmen wir auf, bis die Welt, vom kapitalistischen Joch befreit, im sozialistischen Wirtschafts- und Gesellschaftszustand aufgeht. Das ist unsere politische Auferstehung!

—ll.

Maniu bei Laval

Paris. Ministerpräsident Laval hat Freitag nachmittag den in Paris weilenden früheren rumänischen Ministerpräsidenten Maniu empfangen.



Eröffnung der Fluglinie Rom—Berlin

Die Ankunft des ersten italienischen Flugzeuges der neuen Linie in Berlin. Von links nach rechts: der Unterstaatssekretär des italienischen Luftfahrtministerium Riccardi; der italienische Botschafter in Berlin Orsini-Baroni; Staatssekretär Guthrodt vom Verkehrsministerium. Die neue Luftstrecke Berlin—Rom, Rom—Berlin wurde am 1. April in Betrieb genommen. Der Start der deutschen Maschinen erfolgte bereits am 31. März in München, während die italienischen Gegenflugzeuge am 1. April nachmittags auf dem Tempelhofer Feld in Berlin landeten.

Um die Regelung der Getreideproduktion

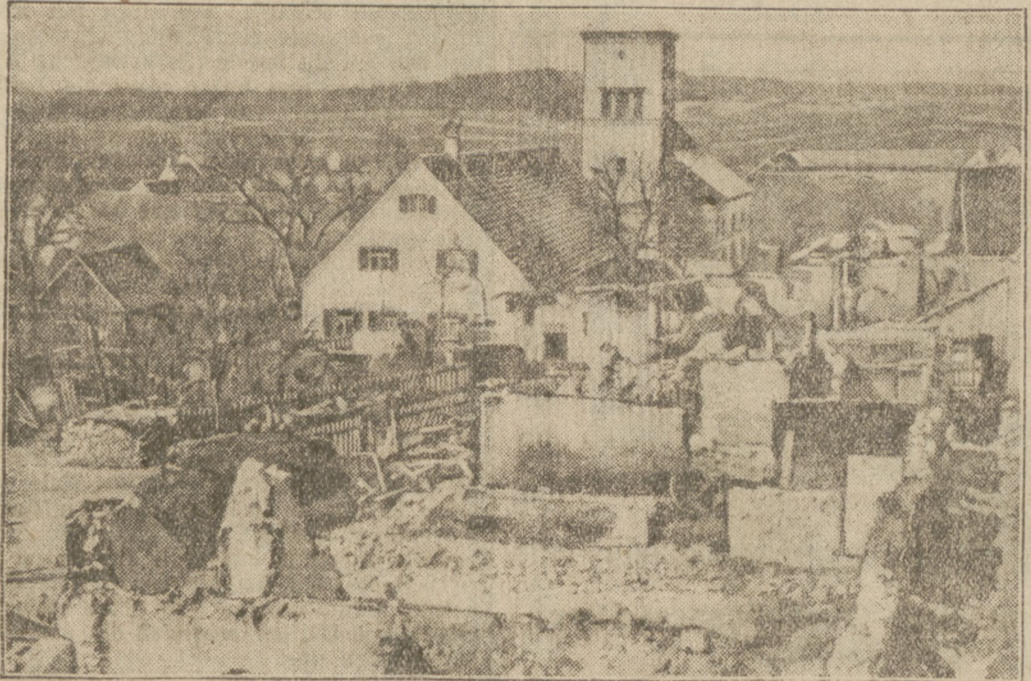
Abschluß der römischen Weizenkonferenz — Wachsende Zollschwierigkeiten — Die Furcht vor dem Sowjethandel

Rom. Die internationale Weizenkonferenz, an der 48 Staaten, darunter sämtliche europäischen Getreideexportländer und die wichtigsten überseeischen Getreideausfuhrländer vertreten waren hat ihre Arbeiten abgeschlossen. Das Schlußprotokoll enthält Entschließungen zur besseren und rationellen Regelung der Getreideproduktion und des internationalen Getreidemarktes, ferner zur Frage der internationalen Organisierung von Agrarkrediten, wobei auch das bisher in Genf zurückgestellte Problem der kurzfristigen Agrarkredite gefördert werden konnte, und schließlich zur Frage der Gewährung von Präferenzzöllen für die europäischen Getreideexportländer. Das wichtigste Ergebnis der Konferenz ist der Beschluß der überseeischen und europäischen Getreideexportländer, am 18. Mai dieses Jahres in London unter dem Vorsitz des kanadischen Antragstellers Sir George Howard Ferguson zu einer Sonderkonferenz zusammenzutreten. Hier soll versucht werden, die gegensätzlichen Interessen der beiden Gruppen in Einklang zu bringen, und besonders die Frage zu klären, inwieweit die überseeischen Getreideexportländer ihren Widerstand gegen die Präferenzzölle zugunsten der europäischen Getreideexportländer fallen lassen können. Die überseeischen Vertreter, die noch zu Anfang der römischen Weizenkonferenz sich wieder sehr scharf gegen die Präferenzzölle ausgesprochen und die strikte Einhaltung der Meistbegünstigungsklausel verlangt hatten, wollen nun auf Grund der römischen Beratungen in der Zwischenzeit die Vorteile und Nachteile des Präferenzsystems für ihre eigenen Märkte einer näheren Prüfung unterziehen. Damit kann die Londoner Konferenz der Getreideexportländer zu einer weiteren wichtigen Etappe für die Vorbereitung der zweiten großen internationalen Getreidekonferenz werden, die im nächsten Jahre am Sitz des Internationalen Ackerbauinstituts in Rom zusammentreten soll. Schließlich ist auch der Beschluß von Interesse, daß im Gegensatz zu einigen aus der Konferenz gekommenen Wünschen, den Regierungen die Schaffung von besonderen Zentralorganen für die Regelung des internationalen Getreidemarktes nahezulegen, diese Aufgabe den bestehenden Produzenten und Genossenschaftsverbänden der einzelnen Länder überlassen bleiben soll.

Der Präsident des Internationalen Ackerbauinstituts, der italienische Senator de Micheles, wies in seiner Eigenschaft als Präsident der Weizenkonferenz auf die besondere Bedeutung der Londoner Sonderkonferenz hin, indem er an die Notlage der europäischen Getreideexportländer erinnerte und nachwies, daß das Prinzip der Meistbegünstigung durch die Präferenzzölle nicht verletzt wird und daß die Londoner Konferenz die Möglichkeit einer Einigung bietet.

Der rumänische Landwirtschaftsminister Madgearu gab im Namen der europäischen Getreideexportländer der Genugtuung über die Beschlüsse der Weizenkonferenz besonderen Ausdruck.

Der russische Delegationsführer Professor Kritzmann übte freilich an dem Ergebnis der Konferenz strenge Kritik, hatte aber bereits im Verlaufe der Ausschußberatungen trotz starker Bedenken gegen die Präferenzzölle die Teilnahme Sowjetrußlands an der Londoner Sonderkonferenz der Getreideexportländer in Aussicht gestellt. Wie verlautet, werden auch die Vereinigten Staaten, die an der römischen Getreidekonferenz nur durch Beobachter vertreten waren, zur Teilnahme an der Londoner Konferenz eingeladen. Freilich steht noch dahin, in welcher Form sie an dieser Tagung teilnehmen werden.



7 Wohnhäuser durch Brandstiftung zerstört

Uebersichtsbild von der Brandstätte.

In dem kleinen Orte Aufhausen bei Augsburg setzte ein 6jähriger Knabe einen ganzen Straßenzug in Brand. 7 Wohnhäuser und der Kirchturm sind innerhalb von zwei Stunden ein Opfer der Flammen geworden.

Hitler kündigt Säuberung an

München. Adolf Hitler veröffentlicht im „Völkischen Beobachter" einen Aufruf an die Nationalsozialisten, Parteigenossen und SA-Männer, in dem es heißt:

Im Wirkungsbereich der SA-Gruppe Ost wurde ein Komplott geschmiedet, dessen Ausbruch zu einer schweren, ja vielleicht endgültigen Katastrophe für die ganze nationale Bewegung Deutschlands werden konnte. Angesichts der Notverordnung war ich gezwungen, sofort zu handeln. Ich habe mich nunmehr entschlossen, eine gründliche Säuberung der Partei von allen unzuverlässigen Elementen durchzuführen. Ein Teil der meuternden Führer versucht noch immer, Teile der SA, die in Unkenntnis ihrer wirklichen Absichten sind, anzustecken. Es ist die Pflicht aller politischen und aller SA-Führer, sowie jedes einzelnen Parteimitgliedes und jeden SA-Mannes, diesen Versuchen den rücksichtslosesten Widerstand entgegenzusetzen. SA-Männer, ich entbinde Euch feierlich des Gehorsames gegenüber Führern, die nicht selbst gehorchen wollen. Wer Befehle und Anordnungen des Polizeihauptmannes a. D. Stennes duldet oder weitergibt, schließt sich dadurch selbständig aus der NSDAP aus.

Wer ist Stennes?

Der soeben abgesetzte Leiter der Berliner Sturmabteilungen der Hakenkreuzler, Hauptmann a. D. Stennes, wurde nach dem Kriege als Oberleutnant in die preußische Polizei übernommen, wo er in einer Hundertschaft zu besonderer Verwendung Dienst tat. Während des Kapp-Putsches machte er aus seiner Sympathie für die Putschisten kein Hehl. Als er sah, daß er sich auf die falsche Seite gestellt hatte, sagte er wütend zu einigen Polizeibeamten: „Ich mache für das verfluchte deutsche Sauvolk keinen Handgriff mehr, ich trete in englische Dienste, und vielleicht wird es noch einmal dazu kommen, daß wir gegeneinander kämpfen werden" Zur Rechenschaft gezogen, leugnete er diese Aeußerung ab. Nach einiger Zeit schied er aus der Polizei aus. Im Jahre 1925 bat Stennes die preußische Regierung untertänigst um die Gewährung eines Ruhegehaltes. Es wurde ihm eine Abfindung gewährt. Als er das Geld des „Sauvolkes" hatte, schloß er sich Hitler an.

Keine Vereinbarungen über das Zoll-Abkommen hinaus

Ein österreichisches Dementi.

Wien. In ausländischen Zeitungen sind Meldungen veröffentlicht worden, daß gelegentlich der Wiener Besprechungen zwischen dem Reichsaußenminister Dr. Curtius und dem Vizekanzler Dr. Schober geheime Klauseln als Ergänzung dem geplanten Zollabkommen vereinbart worden seien. Obwohl die Tendenz dieser Meldungen ohne weiteres ersichtlich ist, wird ausdrücklich festgestellt, daß sie auf freier Erfindung beruhen.

Schwere Ausschreitungen Berliner Kommunisten in Nauen

Nauen. Am Karfreitag abend marschierten trotz des Demonstrationsverbotes etwa 150 Berliner Kommunisten in geschlossenem Zuge nach dem Bahnhof Nauen. Als sich ihnen Polizeibeamte entgegenstellten, kam es zu schweren Ausschreitungen der Kommunisten, die die Polizeibeamten mit Steinwürfen und Stöcken angriffen. 19 Teilnehmer wurden später festgenommen und dem Polizeipräsidium Berlin zugeführt. 2 Polizeibeamte erlitten leichte Verletzungen.

Polnisch-Schlesien



Auferstehung

Auferstehung —! Wißt ihr, was das heißt —?
Für die vielen, die im Schatten leben,
Für die vielen, die die Lasten heben,
Die die warme Sonne nie erreicht?!

Auferstehung —! Seid ihr nicht gestorben?
Hat euch alle nicht die gleiche Not gepackt? —
Lagt ihr nicht im Sarge, bleich und nackt
In der Welt, die nie um euch geworben — —?

Auferstehung —? Das ist nicht ein Wort —
Das ist unser Ruf auf tausend Fahnen,
Das ist ewig kampfbereites Mahnen
Osterzukunft nach dem Menschenmord! —

K. K. B.

Auferstehung und Befreiung

Morgen feiern wir das Fest der „Auferstehung“ oder das Fest der „Befreiung“. „Auferstehung“ und „Befreiung“! Beide Ausdrücke sind dem kämpfenden Proletariat nicht fremd. Doch will man diesen Worten einen anderen Sinn unterschieben. Nicht das Leben ist vom Tode auferstanden und nicht das Volk wurde befreit, sondern die Seele wurde den Sünden entrissen — lehrt die hl. Kirche. Sie hat insofern Recht, als das Leben des Volkes kein Leben ist und mehr dem Scheintode gleicht und von einer Auferstehung des Proletariats ist vorläufig keine Spur vorhanden. Wenigstens bei uns in der schlesischen Wojewodschaft ist von proletarischer „Auferstehung“ und „Befreiung“ nicht viel zu merken. Bei uns herrscht der Winter und der politische Schlaf des arbeitenden schlesischen Volkes. Wir glauben fromm und fest an die Lehren der hl. katholischen Kirche, die uns die Auferstehung des Gottesgeistes predigt und der aus der Hölle die schmachtenden Seelen, aber nicht diesseits, sondern jenseits befreit hat. Solche Auferstehung und Befreiung braucht die Kirche und die kapitalistische Wirtschaftsordnung. Eine Auferstehung und Befreiung des Proletariats wäre für beide Faktoren, Kirche und Kapital, recht unerwünscht und gefährlich. Ihnen gehört das Reich auf Erden und uns verweisen sie auf den Himmel, denn dort soll unser Königreich sein, wo wir als glücklichere Untertanen das Dasein fristen werden. Allerdings bleiben wir auch drüben nur Untertanen und der Weg zum lieben Gott wird lang und umständlich sein, denn die Hierarchie im Himmel ist noch viel größer als im Königreich Rom, aber trotzdem werden wir uns dort gut fühlen und zufrieden sein, obwohl bei jedem himmlischen Umzug weit hinter dem Spalier zu stehen kommen und die Heiligkeiten über die Köpfe seinesgleichen von weitem bewundern werden.

Inzwischen hat die hl. Kirche hier im „Jammertal“ das irdische Königreich aufgerichtet und feiert jedes Jahr das eigene Fest der Auferstehung und Befreiung. Das Kapital schließt sich diesem Fest voll und ganz an und schließlich mit Recht. Das Kapital kann das Fest der Auferstehung und Befreiung feiern, weil es an der Macht ist und diese Macht gegen die Arbeiterklasse mißbraucht. Das heutige Fest der Auferstehung und Befreiung ist das Fest der Besitzenden und ihrer Religion, nicht aber des Proletariats. Und dennoch wollen auch wir das Fest der Auferstehung und Befreiung feiern.

Noch bevor die Macht der katholischen Kirche eingerichtet wurde, haben unsere Vorväter das Fest der Auferstehung und Befreiung gefeiert. Sie wußten damals von Sünde und Seele herzlichst wenig und dennoch haben sie das Fest der Auferstehung und Befreiung gefeiert, weil in dieser Zeit sich das Leben nach dem Winterschlaf regt. In den Menschen, ja selbst in ein jedes Lebewesen, fährt neue Hoffnung und der Wille zum Leben hinein. Das soll auch für uns maßgebend sein, insbesondere für das Proletariat.

Wir waren bis jetzt Winterschläfer gewesen. Nun steht die Sonne hoch am Himmel und ruft die Schläfer zum Leben auf. Wacht auf, die Unfreiheit ist vorüber! Schöpft die Kraft aus dem Sozialismus zum neuen Leben und zur neuen Tat! Es muß nicht immer Winter bleiben. Sicher ist nur, daß nach einem jeden Winter der Frühling kommen muß. In der Natur walten Kräfte, die den strengsten Winter bewältigen. So muß es auch im proletarischen Leben geschehen. Hier ist der Sozialismus die treibende Kraft, der seit Jahrzehnten das Volk zum Leben ermahnt. Der Winter des Proletariats neigt sich zu Ende. Die kapitalistische Wirtschaftsordnung steht bereits an dem Abgrund. Es bedarf keiner großen letzten Anstrengung, um diese Wirtschaftsmacht in den Abgrund zu stürzen. Wenn das Proletariat nur vom Winterschlaf auferstehen wollte, dann ist es bald aus mit der Not und der Unfreiheit. Schon marschieren Arbeiterbataillone und wir hören ihre Tritte widerhallen. Viele tausende fleißige Arbeiter marschieren noch nicht mit. Unter den Letzteren befindet sich leider das schlesische Proletariat, das anstatt zuzugreifen, auf ein Wunder hofft und wartet auf Befreiung, die von der Arbeiterschaft anderer Länder erkämpft werden soll.

Der Sozialismus ermahnt die Schläfer im proletarischen Lager und will sie zum neuen Leben aufrütteln. Wir haben schon viel zu lange geschlafen. Ueber uns ist der Weltkrieg hinweggegangen, der uns aber die größten Opfer auferlegte. Die Nachkriegszeit haben wir ebenfalls verschlafen und mußten erleben, daß der Kapitalismus die ganze Macht an sich gerissen hat und jetzt auf dem lebendigen Körper des Proletariats experimentiert. Unser Schlaf hat dem Kapitalismus zur Aufrichtung seiner Diktatur verholfen, die dazu führte, daß die Hälfte aller Arbeiter auf der Straße liegt und muß dem Hungertode ins Antlitz schauen. So kann es nicht weiter bleiben. Die Arbeiter müssen von dem Winterschlaf aufwachen und müssen sich das Fest der „Auferstehung“ und der „Befreiung“ erkämpfen. Erst dann werden wir das Fest der proletarischen „Auferstehung“ und Befreiung feiern können.

Osterfeiertage und die schlesischen Arbeiter

Osterfeiertage u. die Arbeitslosigkeit — Osterbotschaft der Kapitalisten an die Arbeiter in den Erzgruben — Ostereier oder Osterkartoffeln? — Ostergeschenke an die schlesischen Angestellten — Arbeitersolidarität und Kampf gegen das heutige Wirtschaftssystem als Osterwünsche

Auf uns lastet die Pflicht, den schlesischen Arbeitern und Angestellten, die unserem Parteikreise angehören, Ostergrüße und Osterwünsche darzubringen. Dieser Pflicht müssen wir uns entledigen, nur wissen wir nicht recht, wie.

Jede Woche veröffentlichen wir im „Volkswille“ die statistischen Berichte über die Zahl der Arbeitslosen in der schlesischen Wojewodschaft. Diese Zahlen können einen Menschen ins Narrenhaus bringen. Seit Monaten wird die Zahl immer höher und jede Woche kommen neue Tausende hinzu, meistens junge, lebensfrohe Menschen, die der

großen Hungerarmee eingereiht

werden. Wenn man endlich wüßte, daß damit das Unglück vollbracht ist und keine Arbeiter mehr auf die Halde geworfen werden — aber davon keine Spur. Die Statistik berichtet, daß die Zahl der arbeitslosen Arbeiter 70 000 Mann stark sei. Aus den einzelnen Industriebetrieben berichten die Betriebsräte, daß die Industrieverwaltungen so und soviel neue Kündigungen ausgesprochen haben und daß der Demobilmachungskommissar so und soviel Anträge auf Arbeiterreduzierungen genehmigt hat. Besonders jetzt, vor den Osterfeiertagen, lagen sehr viel Anträge auf Arbeiterentlassungen und Betriebsschließungen dem Demobilmachunskommissar vor. Im Laufe der Osterwoche sind die Erzgrubenbesitzer auf dem Plan erschienen und haben

allen Arbeitern gekündigt.

In diesem Industriezweig sind

6000 Arbeiter beschäftigt

und sie wurden alle durch die Kündigung betroffen. Ihnen droht die Aussperrung, wenn sie nicht

„freiwillig“ auf 15 Prozent des Lohnes verzichten.

Zieht man die Kündigungen in Erwägung, und zwar jene, die bereits am 1. April ausgesprochen wurden, dann wird die Armee der Hungernden mehr als

80 000 Mann

betragen. Das ist die weit größere Hälfte der schlesischen Industriearbeiterschaft. Jeder zweite Arbeiter gehört der Hungerarmee an.

Mit den Angestellten ist es absolut nicht besser. Aus allen Betrieben der Wojewodschaft wird gemeldet, daß Angestellten, die schon jahrelang im Betriebe beschäftigt waren, gekündigt wurde. Abbau der Gehälter und Kündigungen, das sind fast die täglichen Nachrichten, die auf den Redaktionstisch eines Arbeiterblattes geflogen kommen.

Hier liegen die Dinge womöglich noch schlimmer, weil gleichzeitig gemeldet wird, daß Beamte aus anderen Gebietsteilen des polnischen Staates nach der Wojewodschaft bestellt wurden, die die freigewordenen Stellen einnehmen.

Es sind das meistens Leute mit Mittelschulbildung, die zwar nicht viel verstehen, aber sich auch mit dem halben Gehalt begnügen. Auf solche Art wird der

Entdeutschungsprozeß

in der schlesischen Industrie durchgeführt. Was sollen denn die alten entlassenen Angestellten beginnen? Wovon sollen sie mit ihren Familien leben? Man sagt ihnen, sie sollen nach Deutschland gehen. Das ist ein ganzes blödes Gerede. Die Leute sind hier geboren, hier haben sie ihren Haushalt geschaffen und sind in diese, ihre Heimaterde, sozusagen hineingewachsen. Man schickt sie ins Ausland, damit sie dort verrecken. Es sind schon welche vorhanden, die ihr Glück in Deutschland versuchen wollten. Sie sind aber polnische Staatsangehörige und die Arbeiter und Angestellten in Deutschland wehren sich, und schließlich mit Recht, gegen die neuen Arbeitswilligen aus Polen. Arbeit ist überall knapp vorhanden, weshalb um jede freigewordene Stelle ein Kampf geführt wird.

Nun sollen wir jetzt mit unseren Osterwünschen an die Arbeiter und Angestellten herausrücken. Was können wir ihnen wünschen? Ostereier, Osterschinken, Osterbraten und Osterkuchen? Die meisten von ihnen werden kaum

„Osterkartoffeln“ und „Ostersuppe“,

eine solche, wie sie in den Volksküchen verabfolgt wird, haben. Unser Wunsch kann durch diese unglücklichen Opfer der kapitalistischen Wirtschaftsordnung als Hohn, ja direkt als eine Provokation aufgefaßt werden. Die Arbeiter und Angestellten, die da noch im Arbeitsverhältnis stehen, sie werden sich noch ein Osterei und ein Stückchen Osterschinken leisten können, trotz der Feierschichten und der sie bedrohenden Reduktion, die stets über ihren Köpfen hängt, aber die anderen, die der großen Hungerarmee eingereiht wurden?

Wir wissen nur zu gut, wie es den Arbeitslosen ergeht. Als Arbeiterblatt bekommen wir das zu spüren. Wird der Arbeiter auf die Straße gesetzt, so bestellt er den „Volkswille“ ab. Viele Arbeiter lesen so gern ihre Zeitung, daß sie sich zusammentun und gemeinsam den „Volkswille“ beziehen. Das ist so lange möglich, so lange noch die Arbeitslosenunterstützung gezahlt wird. Wird der Arbeiter der Arbeitslosenunterstützung verlustig, dann ist alles erledigt und der „Volkswille“ wird abbestellt. Ein tausendfacher Fluch dem heutigen Wirtschaftssystem, das dem fleißigen Arbeitervolke die Arbeit und Existenzmöglichkeit nimmt! Man macht das Volk vogelfrei und wirft es dem Hungertode in die Arme.

Wir fragen noch einmal: Was für Wünsche sollen wir anläßlich der Osterfeiertage diesen unglücklichen Opfern des schäbigen Wirtschaftssystems darbieten und sie dabei nicht verletzen? Wir sind Sozialisten und als solche predigen wir den

Sturz des heutigen Wirtschaftssystems durch demokratische Mittel.

Wir wollen es beseitigen und durch ein anderes System ersetzen, in welchem ein jedes Lebewesen das Recht auf Arbeit und Brot haben wird, soweit das seine physischen und geistigen Kräfte erlauben. Brot ist genügend für alle vorhanden. Die Magazine sind voll von Lebensmitteln und Bedarfsartikeln, und gerade deshalb müssen wir hungern und leiden.

Die kapitalistische Wirtschaftsorganisation taugt nichts, denn einer erstickt förmlich in den Werten und geht dabei zugrunde, während der andere wieder physisch vernichtet wird, weil ihm das alles fehlt.

Diesem System gilt der Kampf auf Tod und Leben, bis es in die Brüche geht. Ein Kampf kann aber nur mit vereinten Kräften geführt werden, wenn alle physischen und Kopfarbeiter zusammenhalten werden. Die Arbeiter müssen

Solidarität üben

und dürfen nicht in bürgerlichen Vereinen und Gewerkschaften stecken, die als Stütze des heutigen Wirtschaftssystems und zur Irreführung der Arbeiter geschaffen wurden.

Alle Arbeiter und Angestellten müssen sich dem Sozialismus anschließen und solidarisch den Kampf aufnehmen, dann ist der Sieg unser.

Solche Osterwünsche wollen wir den Arbeitern und Angestellten darbieten, gleichgültig, ob sie arbeiten oder auf der Straße liegen. **Wir wünschen allen den Kampf und Sieg gegen das heutige Wirtschaftssystem! . . .**

Studienrat Franz Birkner †

Schwer trifft uns die Kunde von dem allzufrühen Hinscheiden unseres langjährigen Bundesliedermeisters **Franz Birkner.**

In Zeiten großer Not und Schwierigkeit war er unser treuer, künstlerischer Leiter, mit Rat und Tat stets gern zur Stelle. Wir erlebten mit ihm gemeinsam einen Höhepunkt in unserem Leben: die Teilnahme am Sänger-Bundesfest in Hannover, welche zum großen Teil seinem Einfluß und seiner Wertschätzung in musikbeflissenen Kreisen, innerhalb des Deutschen Reiches, gutzuschreiben ist. Die Erinnerung an diese schönen und auch an manche schweren Stunden, verbinden uns auf immer mit ihm. Erschüttert stehen wir an der Bahre dieses feinen, stillen Mannes, der unser Führer war und dessen Uebersiedelung nach Beuthen wir aufrichtig bedauerten.

Wir werden dem Grundsatz des Entschlafenen: — die Seele des Volkes muß durch das Lied geweckt werden — treu bleiben und ihm so ein dauerndes Angedenken sichern.

Die Beisetzung findet nicht, wie gestern irrtümlich mitgeteilt, heute nachmittags um 5 Uhr, sondern schon um 3 Uhr vom städtischen Krankenhaus, Beuthen aus statt.

Arbeiter-Sängerbund in Polen.

Vor einem Lohnkampf in den Eisenhütten

In den schlesischen Eisenhütten steht ein schwerer Lohnkampf bevor. Wir haben bereits berichtet, daß zwischen Arbeitgeberverband und Arbeitergewerkschaften Lohnverhandlungen stattgefunden haben, die aber abgebrochen wurden. Die Kapitalisten wollten die Löhne um 7 Prozent abbauen und die Akkordsätze auch dementsprechend herunterdrücken. Die Arbeitsgemeinschaft hat jeden Lohnabbau ganz entschieden abgelehnt und darauf hingewiesen, daß die Akkordsätze vom Fachausschuß festgesetzt werden. Daraufhin haben die Kapitalisten die Tariflöhne in den Eisenhütten zum 30. April gekündigt und schlugen den Arbeitergewerkschaften vor, am 7. April eine gemeinsame Konferenz abzuhalten. Sie werden auf den Lohnabbau drängen, den die Arbeitergewerkschaften zweifellos ablehnen werden. Die Arbeiter haben nichts übrig, dafür haben die Generaldirektoren zu viel. Die könnten schon eine schöne Portion abgeben und die Rentabilität der Betriebe heben. Auch sind es in der Hütteninduştire viel zu viel von dieser Sorte und solange das Hüttensyndikat Paläste für 18 Millionen Zloty bauen kann, wäre es ein Verbrechen gewesen, wollte man die Groschenlöhne noch weiter kürzen.

Der Anschlag auf die Arbeiterlöhne in den Erzgruben

Die Erzgrubenbesitzer wollen die Arbeiter aussperren, um dadurch einen Lohnabbau zu erzwingen. Alle Arbeiter erhielten die Kündigung, die Betriebsräte nicht ausgenommen. Sie können aber vom Neuen angestellt werden, wenn sie auf einen Teil des Lohnes verzichten. Die Vertreter der Arbeitsgemeinschaft haben in dieser Frage im Arbeitsministerium vorgesprochen und haben den Vizeminister auf das ungesetzliche Treiben der Erzgrubenbesitzer aufmerksam gemacht. Die Regierung will hier intervenieren, aber erst nach den Osterfeiertagen. Zu diesem Zwecke wird der Oberarbeitsinspektor Klott nach Kattowitz kommen und Konferenzen abhalten. Hoffentlich wird er die Kapitalisten zur Vernunft bekehren und ihnen Achtung vor Sozialgesetzen und Verträgen beibringen.

Kattowitz und Umgebung

Mit der Axt gegen den Wüterich.

Ein gewisser Ludwig Kwoska schleuderte mit Hilfe der Marie P., sowie ihren beiden Söhnen Wilhelm und Benno aus Ligota und einem gewissen Wladislaus Krak aus Ochojetz mehrere Ziegelsteine in die Wohnung des Invaliden Josef Kosiecki in Ligota, ulica Zalenska 37. Der Sohn des Wohnungsinhabers griff unter dem Druck des Terrors zur Axt und verletzte mit dieser den Kwoska, welcher einen Hieb auf den Kopf erhielt und bewußtlos zu Boden stürzte. Die anderen Mithelfer nahmen den Verletzten nach seiner Wohnung. Die Polizei, welche von dem Vorfall bald in Kenntnis gesetzt wurde, veranlaßte alsdann die sofortige Ueberführung des Verletzten in das städtische Spital in Kattowitz. **r.**

Kapitalistischer Anschlag auf das Betriebsrätegesetz

Ausschaltung der Betriebsräte bei Arbeiterreduzierung? — Das Betriebsrätegesetz ist durch internationale Verträge gesichert — Die polnischen Direktoren und das Betriebsrätegesetz — Betriebsräte schützen die einheimische Bevölkerung vor der Reduktion — Die Kapitalisten sabotieren das Gesetz

Die Kapitalisten haben an die Regierung ein Gesuch gerichtet, das in der Wojewodschaft Schlesien in Kraft befindliche Betriebsrätegesetz einer Aenderung zu unterziehen, und zwar in der Richtung, daß kleinere Arbeiterreduzierungen ohne Zustimmung des Betriebsrates durch die Werksverwaltungen durchgeführt werden können. Die Kapitalisten sind vorläufig sehr bescheiden und begnügen sich nur mit einer unwesentlichen Abänderung des Betriebsrätegesetzes. Ihr Wunsch dürfte kaum in Erfüllung gehen. Gewiß ist man in Warschau auf das Betriebsrätegesetz nicht gut zu sprechen, aber man kann das Gesetz in Warschau nicht abändern, denn das ist eine

internationale Abmachung,

die in der Genfer Konvention verankert wurde. Die Arbeitergewerkschaften haben richtig kalkuliert. Sie waren darauf vorbereitet, daß nach der Uebernahme des östlichen Teiles Oberschlesiens durch den polnischen Staat, die polnischen Kapitalisten, die an die Sozialgesetze noch nicht gewöhnt sind, desgleichen auch die jungen polnischen Sozialbehörden — die Gefahr besteht, daß den Arbeitern die

Sozialgesetze strittig

gemacht werden können. Die Gewerkschaften wollten wenigstens die bestehenden Sozialgesetze, insbesondere das Betriebsrätegesetz, den oberschlesischen Arbeitern in Polen sichern und konnten es durchsetzen, daß alle Sozialgesetze 15 Jahre im Abstimmungsgebiet in Kraft verbleiben. Daß die Arbeitergewerkschaften Recht hatten, liefern uns die großen Arbeiterreduzierungen auf den schlesischen Gruben und Hütten den besten Beweis dafür. Ueberall dort, wo Polen als Direktoren auf den Gruben und Hütten über Arbeiterreduzierungen zu bestimmen haben, übergehen sie ganz einfach die Betriebsräte oder stellen sie vor vollendete Tatsachen. Erst vor einigen Tagen mußte der Demobilmachungskommissar den Antrag der Verwaltung der Ballestremschen Gruben auf Reduzierung von 1150 Arbeiter zurückweisen, weil der Herr Direktor Cichowski den Betriebsrat von der bevorstehenden Reduktion überhaupt nicht verständigt hat.

Ginge es nach dem Willen der polnischen Herren Direktoren, dann hätten wir in der Wojewodschaft überhaupt keinen einzigen organisierten Arbeiter im Betriebe mehr.

Die Arbeitsstellen wären alle mit billigen Arbeitskräften aus anderen polnischen Gebieten besetzt und die schlesischen Arbeiter könnten dann am Hungertuche nagen. Das Betriebsrätegesetz und die auf Grund dieses Gesetzes gewählten Betriebsräte

schützen die einheimische Arbeiterschaft

vor dem Allerärgsten, so gut das unter den obwaltenden Verhältnissen möglich ist.

Seit mehreren Jahren führt der Verband der schlesischen Kapitalisten einen zähen Kampf gegen das ihnen verhaßte Betriebsrätegesetz. Sie sabotieren ganz einfach dieses Gesetz und man muß gestehen, daß die polnischen Sozialbehörden den Verwaltungen Helferdienste leisten. Das kommt dadurch zum Ausdrucke, daß

gewählte Betriebsräte aufgelöst

und Kommissarische Räte eingesetzt werden. Das ist das Bedauerliche an der ganzen Sache.

Für uns ist das ein Beweis, daß wir die Kapitalisten und die Sozialbehörden gegen das Betriebsrätegesetz haben.

Wie die Kapitalisten das Betriebsrätegesetz bekämpfen, haben wir an vielen hunderten Beispielen gesehen. Die allerliebste und die gefährlichste Waffe ist die

Hineintragung der Demoralisation

in die Reihen der Betriebsräte. Die Betriebsräte sind bekanntlich aus der Mitte der Belegschaft gewählte Vertrauensleute, also arme Arbeiter, die in

juristischen Dingen nicht bewandert

sind. Die Werksverwaltungen verfügen über Rechtsberater und wissen das Betriebsrätegesetz nach allen Regeln der juristischen Kunst zu drehen. Die Herrschaften sind den Arbeitern bei der Auslegung des Betriebsrätegesetzes weit überlegen. Findet sich aber ein Arbeitervertreter, der sich nichts weißmachen läßt, dann hat die Werksverwaltung genügend Mittel in der Hand, um ein solches Betriebsratsmitglied für sich zu gewinnen. Man verspricht den Betriebsräten für den Fall, daß sie nicht wiedergewählt werden, einen Posten als Oberhäuer oder als Aufseher. Viele Betriebsräte lassen sich dadurch einfangen und verraten die Arbeiterinteressen. Sie werden dadurch zu

Totengräbern des Betriebsrätegesetzes.

Die Kapitalisten sind bestrebt, die Institution der Betriebsräte in den Augen der Arbeiter und überhaupt der Allgemeinheit herabzusetzen. Dadurch, daß sie die Betriebsräte durch bessere Posten für das Werk gewinnen, erbringen sie den Beweis, daß diese Institution durch die schlauen Arbeiter zum

Sprungbrett

ausgenützt wird. Das ist der größte Schlag, der gegen das Betriebsrätegesetz geführt werden kann.

Für die aufgeklärte Arbeiterschaft ist das aber noch lange kein Beweis, daß das Betriebsrätegesetz daran schuld ist. Leute, die sich kaufen lassen, finden wir überall und handelt es sich da um die Betriebsräte, so soll ihnen ihre Soziallage zugute gehalten werden. Das Gesagte soll aber nicht als Entschuldigungsgrund gelten, denn Verrat ist und bleibt Verrat. Daran ist eben nichts zu ändern.

Wenn aber jetzt die Kapitalisten die Abänderung des Betriebsrätegesetzes verlangen, so beweist das, daß die

Betriebsräte sich doch im großen und ganzen bewährt

haben, hauptsächlich jetzt bei den Arbeiterreduktionen. Die Betriebsräte widersetzen sich den Arbeiterentlassungen, und nachdem sie über den Gang der Geschäfte auf den Gruben und Hütten so ziemlich orientiert sind, wiegt ihre Meinung bei den Entlassungen schwer. Aus diesem Grunde wollen die Kapitalisten das Betriebsrätegesetz abgeändert wissen, um bei Arbeiterentlassungen freie Hand zu bekommen. Sie verlangen, daß die Regierung internationale Verträge abändere, mit anderen Worten,

vertragsbrüchig

werde. Das wird die polnische Regierung nicht machen, weil sie das nicht machen kann. Die Stellung eines solchen Antrages beweist genügend. Kurz vor Ablauf der Genfer Konvention werden die Kapitalisten gegen alle Sozialgesetze, einschließlich des Betriebsrätegesetzes, Sturm laufen. Mögen sich die Arbeiter beizeiten vorsehen und entsprechende Gegenmaßnahmen treffen.

Feiertagsdienst der Kassenärzte. Von Sonnabend, den 4. April 1931, nachmittags 2 Uhr, bis Sonntag, den 5. April 1931, abends 10 Uhr, versehen folgende Aerzte den Dienst: Dr. Hurtig, ul. 3-go Maja 5, Dr. Krajewski, Dyrekcyjna 3. Von Sonntag, den 5. April 1931, 10 Uhr abends, bis Montag, den 6. April 1931, 12 Uhr nachts: Dr. Krajewski, Dyrekcyjna 3, Dr. Zang, Plebiscytowa 31.

Sanacjablüten. Kurz vor den Wahlen zum 2. Schlesischen Sejm hatten einzelne „importierte" Ingenieure der Schwerindustrie, die dem Regierungskurs nahe gestanden hatten, zur Zersplitterung der schon bestehenden Arbeitergewerkschaften, eine Auch-Gewerkschaft gebildet, die den bei uns nun sattsam bekannten Namen „Generalna Ferderacja Pracy" bekam. Ein großer Teil der oberschlesischen Arbeiter weiß auch heute nicht, wo er hingehört und so gelang es dieser Auch-Gewerkschaft, zum Teil auf ganz schmutzige Weise, ihre Mitgliedsreihen zu füllen. Auf einigen Gruben wurde von seiten der Beamten direkt offene Propaganda für diese Gewerkschaft getan und zwar derart, daß zum Beispiel nur Mitglieder der „Feidacja" Sonntag- und Beischichten verfahren durften, ja sogar höhere Löhne verdienten. Gewissenlose Subjekte, die bereits in sämtlichen Lagern gewesen sind, waren eifrige Handlanger und Zuträger der Herren „Führer" und darum kam es soweit, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit, die „Feidacja" an einigen Orten Fuß fassen konnte. Die Handlanger und Schmarotzer sind aus Dankbarkeit befördert worden, so daß neue Oberhäuer und Aufseher wie Pilze aus der Erde schossen. Einzelne Grubenanlagen zeichneten sich da besonders aus, unter diesen ist die Kopalnia „Kleofas" an erster Stelle zu finden. Hier ist der Herr Zabka, früherer Zimmerhäuer, seiner Verdienste wegen zum Pulvermeister befördert, der als Häuptling der „Feidaces" Größenwahn bekommt. Trug sich doch folgende Sache zu: Zabka kam am Dienstag in schwer betrunkenem Zustand zur Schicht und wollte einfahren. Der Signalist Jarosch gab ihm jedoch zu verstehen, daß er ihn in diesem Zustand nicht einfahren läßt, und Z. doch sich 1½ Stunde niederlegen soll, um zu gesunden. Darob Z. sehr erbost, erging sich in groben Beschimpfungen, wie auch tätlich gegen den Jarosch, welcher wohlgemerkt einbeiniger Krüppel ist. Nachdem nun Z. daran ging, eigenmächtig Signale zu geben, rief Jarosch nach der Feuerwehr und nun kannte die Wut des Z. keine Grenzen, denn er versetzte dem seine Pflicht tuenden einige Ohrfeigen. Die herbeieilende Feuerwehr hatte Mühe, den Wütenden von seinem Opfer zu reißen. In welcher Verfassung sich Z. befand, kann man daraus ersehen, daß er die Treppe nicht heruntergehen konnte, sondern getragen werden mußte. Es entzieht sich unserer Kenntnis, welche Schritte die Verwaltung gegen diese „Zierde" von Häuptling unternimmt, hoffentlich doch nicht solche, wie im Fall Porwik, welcher in einem bald ähnlichen Falle, nur weil er guter Sanator ist, dafür befördert wurde. Den Kumpels aber rufen wir zu, seht euch diese „Zierden" von Führern an, kennen diese Leuchten dem schwer ausgepreßten Arbeiter ihre Notlage verbessern helfen, nein? Niemals, denn wer sich schon soweit hinabläßt, einen andern Kameraden zu mißhandeln, der darf auf kein Mitleid hoffen. Die Bergbehörde als solche, hat hier noch nach dem Rechten zu sehen. Darum Kumpels: Hinaus aus der „Feidacja", deren Führer doch nur die Arbeiterschaft verraten, hinein in die Klassenkampfgewerkschaften, den Bergarbeiter-Verband. u.

Bedauerlicher Unfall eines 11jährigen Mädchens. Am 2. Dezember v. Js. stürzte die Schülerin Luzie Ochmann aus Zalenze beim Schulturnen in der Turnhalle auf der ulica Michala Wolskiego vom Reck so schwer, daß dieselbe noch heute im Knappschaftslazarett Kattowitz in Behandlung ist. Die Ochmann zog sich einen schweren Armbruch zu. Hier kommt man aber zu der Frage, wieso ein solcher Unfall überhaupt passieren kann? Es soll in der betreffenden Turnhalle nicht der erste gewesen sein, auch müßte die Aufsicht eine umsichtigere sein. Die Kosten des Unfalles wird wohl der Magistrat tragen müssen, da diese Schule nicht pflichtversichert gewesen ist. Wer wird aber dafür haften, falls das Kind den Arm steif behält, also gewissermaßen Krüppel bleibt? Die Schulbehörde müßte im vorliegenden Falle auch eine energische Untersuchung einleiten, um festzustellen, wen die Schuld an dem Unfall trifft. u.

Mit einer Kohlenhacke gegen den Grubenwächter. Wegen schwerer Körperverletzung hatten sich am gestrigen Donnerstag die Marie M. und Josefa Z. aus Myslowitz vor der Strafkammer des Landgerichts in Kattowitz zu verantworten. Aus der Anklageschrift war nachstehendes zu entnehmen: Vor einiger Zeit sammelten die beiden Frauen auf einer Halde in Myslowitz Kohlen. Der Wächter forderte die Frauen auf, sich zu entfernen, da die fragliche Stelle gefährdet und der Zutritt überdies verboten sei. Bald kam es zwischen den Kohlensammlerinnen und dem Wächter zu Auseinandersetzungen. Im Verlauf der Streitigkeiten ergriffen die Frauen den Schaft einer Kohlenhacke und stürzten sich damit auf den Grubenwächter. Die Angelegenheit wurde zur gerichtlichen Anzeige gebracht. Vor Gericht leugneten die beklagten Frauen eine Schuld ab und versuchten die ganze unerquickliche Angelegenheit so hinzustellen, als wenn der Kläger der Schuldige wäre. Durch Zeugenaussagen konnten die Angeklagten jedoch überführt werden. Nach der Beweisaufnahme wurden beide Frauen wegen schwerer Mißhandlung eines Invaliden zu je 1 Monat Gefängnis verurteilt. Eine Bewährungsfrist wurde den Frauen nicht zugebilligt. y.

Zusammenprall zweier Fuhrwerke. Am gestrigen Freitag kam es an der Straßenkreuzung zwischen der Jagiellonska und Plebiszytowa in Kattowitz zwischen zwei Fuhrwerken zu einem Zusammenprall. Beide Fuhrwerke wurden beschädigt. Schuld an dem Verkehrsunfall sollen beide Fuhrwerkslenker tragen. x.

34 Examen im Gärtnerfach. Nach Mitteilung der schlesischen Landwirtschaftskammer in Kattowitz wurden letzthin im Saale der „Erholung" in Kattowitz vor der Prüfungskommission der Kammer Examen im Gärtnerfach abgehalten. Der Kommission gehörten als Mitglieder an: Professor Dr. Tomkiewicz, Gartenbaureferent Wlosik von der Landwirtschaftskammer, Gärtnereibesitzer Ernst Sklorz als Vertreter der selbständigen Gärtner, ferner Referent Robert Mikulla als Vertreter der Gärtnerorganisation mit dem Sitz in Emanuelssegen, Instrukteur Wl. Postempski, sowie die Gartenbauschullehrer L. Urbanski und Ignaz Pysio aus Strumien. Zur Ablegung der Prüfungen meldeten sich diesmal 34 Kandidaten. Es handelte sich um die bis jetzt eingetretene Höchstziffer von Kandidaten. Es bestanden mit dem Prädikat „Sehr gut" Leo Fojcik, Sohrau, August Mryka, Emanuelssegen, Viktor Reimann, Nikolai, Konrad Wojcik, Eichenau, Georg Bernart, Nikolai, Johann Tomczak, Bielschowitz, Paul Mol, Chorzow, Paul Wieczorek, Siemianowitz, Wilhelm Piontek, Tarnowitz, Leonhard Mrozek, Naklo, Georg Kratofil, Alt-Tarnowitz, Gerhard Spiller, Siemianowitz, Vinzent Reclik, Pleß, Josef Gwozdz, Hohenlohehütte, alsdann mit dem Prädikat „Gut" die Kandidaten Josef Pyzik, Königshütte, Gustav Teeman, Ornontowitz, Waldemar Figura, Königshütte, Stanislaus Hapeta, Emanuelssegen, Alfred Kowalski, Wenzlowitz (Chorzow), Walter Mokry, Gieschewald-Janow, Stefan Nowak, Bismarckhütte, Emil Warzecha, Wenzlowitz (Chorzow), Georg Szymankiewicz, Chorzow, Georg Sacha, Tarnowitz, Franz Grzybok, Siemianowitz, Alfred Nowak, Tarnowitz-Karluszowitz, Valentin Waligora, Hohenlohehütte, Alfred Szubert, Alt-Tarnowitz, Wilhelm Kasprzyk, Karbowa-Kattowitz, schließlich mit dem Prädikat „Genügend" die Prüflinge Anton Kokoszka, Michalkowitz, Bronislaus Piechota, Nikolai, Dominium Pagulowitz, Friedrich Wolny, Kattowitz-Brynow. Anton Gnilka, Kattowitz-Brynow. Josef John, Alt-Tarnowitz. Es bestanden demnach die Prüfung 5 Kandidaten mit „Genügend", 15 Kandidaten mit „Gut" und 14 Kandidaten mit dem Prädikat „Sehr gut". y.

Brynow. (Erlohnte es mit Undank.) Ein gewisser Heinrich Grut erhielt bei weitläufigen Verwandten im Ortsteil Brynow auf seine Bitte ein Nachtquartier. Er sah, wie die Frau des Hauses einer Schrankenschublade Geld entnahm und faßte den Plan, sich das Geld anzueignen. In einem gegebenen Moment führte er auch sein Vorhaben aus, indem er die Schublade gewaltsam öffnete. Die Gastgeber stellten fest, daß ihnen die Summe von 308 Zloty gestohlen wurde. Die Polizei nahm den undankbaren Quartiersucher schon nach kurzer Zeit fest. Er hatte sich jetzt wegen schwerem Diebstahl vor dem Kattowitzer Gericht zu verantworten. Da die Schuld feststand, wurde der Täter zu einer Gefängnisstrafe von 4 Monaten verurteilt. x.

Königshütte und Umgebung

Beschlüsse des Magistrats.

In der letzten Magistratssitzung wurde beschlossen, zwecks Erweiterung der ärztlichen Fürsorge und größerer Entlastung der beiden gegenwärtigen Aerzte, einen dritten Arzt anzustellen. Somit dürfte die Betreuung der Arbeitslosen und ihrer Angehörigen eine bessere werden und die geführten Klagen verstummen. Wie hierbei mitgeteilt wurde, besteht die Aussicht, daß die ärztliche Fürsorge der Arbeitslosen wieder von der Knappschaft übernommen wird, so daß für die Stadtverwaltung in finanzieller Hinsicht eine große Erleichterung geschaffen würde. Bekanntlich hat die Stadt in letzter Zeit für diesen Zweck 35 000 Zloty aufbringen müssen, nachdem die Wojewodschaft für jeden Arbeitslosen nur einen Zuschuß von 1 Zloty gewährt.

Entsprechend dem Beschluß der letzten Stadtverordnetenversammlung, soll die Wiederanmeldung des Gewerbes bezw. der Gebühren und der Reklamesteuer, einer Regelung unterzogen werden.

Das bisher vom 2. Bürgermeister Dubiel geführte Dezernat im städtischen Schlachthofe, wurde Stadtrat Adamek übertragen, andererseits hat Bürgermeister Dubiel die Dezernate des technischen Betriebsamtes und des städtischen Pfandleihamtes übernommen. Für die Errichtung eines Warenmagazines soll das an städtische Gelände am Güterbahnhof demnächst ausgeschrieben werden. Die Zuschlagserteilung würde sich der Magistrat vorbehalten. Wie in allen Jahren, wurde auch für dieses Jahr ein Betrag von 1000 Zloty bewilligt, zwecks Prämiierung des schönsten Ballon- und Fensterschmuckes. Hierbei werden auch als Auszeichnung entsprechende Belobigungsschreiben zur Verteilung gebracht. m.

Apothekendienst. Im nördlichen Stadtteil wird der Tag- und Nachtdienst am 1. Osterfeiertag von der Barbaraapotheke am Plac Mickiewicza ausgeführt. Den Tag- und Nachtdienst am 2. Osterfeiertag versieht die Florianapotheke an der ulica 3-go Maja 32. Den restlichen Nachtdienst in der nächsten Woche hat die Adlerapotheke inne. Im südlichen Stadtteil wird der Tag- und Nachtdienst während den Osterfeiertagen, sowie der Nachtdienst bis zum nächsten Sonnabend, von der Johannesapotheke an der ulica Katowicka ausgeführt. Da während der Nachtzeit ein Zuschlag von einem Zloty erhoben wird, so empfiehlt es sich, am Tage mit notwendigen Arzeneien zu versehen. m.

Vom Auto angefahren. An der Chaussee Königshütte—Chorzow fuhr ein Auto, daß vom Chauffeur Georg W. gesteuert wurde, auf ein Gespann der Firma „Zagloba" aus Königshütte auf, wobei ein Pferd und der Kutscher Verletzungen erlitten. Die Schuld soll der Führer des Autos tragen, weil er nicht genug vorsichtig gefahren ist.

Chorzow. (Die alte Unsitte.) Am Bahnhof in Chorzow versuchte der Josef Szulek aus Königshütte in einen fahrenden Personenzug zu springen. Sz. kam zu Fall und erlitt einen Beinbruch. Nach Erteilung der ersten ärztlichen Hilfe wurde der Verunglückte nach dem Knappschaftslazarett in Königshütte überführt. x.

Die Chorzower gegen die Eingemeindung zu Königshütte. Die Bestrebungen der Eingemeindung von Chorzow zu Königshütte, haben in letzter Zeit viel Staub aufgewirbelt. Bekanntlich wünscht die Stadt Königshütte die Eingemeindung, um ihr Ausdehnungsfeld erweitern zu können, anderseits sich die Gemeinde dagegen sträubt. So fand auch wiederum eine öffentliche Versammlung in Chorzow statt, an der sich alle Vertreter der verschiedenen Vereine gegen die Eingemeindung aussprachen und die Behörden um ein Belassen des alten Zustandes bitten. U. a. wurde hervorgehoben, daß gerade die Gemeinde Chorzow eine der aufblühendsten Gemeinde in der Wojewodschaft ist und eine gute

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Die letzte Frist — dem Glück!

Auf dem Theaterzettel besonders hervorgehoben wird der Name: Carola Hester. Carola Hester ist Diva, eine der bewundertsten Frauen der Stadt, eine Künstlerin, auf deren Erscheinen die beste Gesellschaft Wert legt. —

Weder auf dem Theaterzettel noch in den Zeitungen — nur in den Personal- und Gagenlisten eben dieses Operetten-Theaters — erscheint ein anderer Name: Friedel Hester. Friedel ist nicht schön, doch hat sie anmutige, große Augen, und eine bizarre Linie ziert ihren Mund. Ihr kleines Gesicht beherrscht weder die Mimik der Bühne noch die der großen Frau. Dem Theater ist sie verfallen, denn auch sie war ja das Kind des einstigen, in kleinen Rollen gealterten Schauspielers Hermann Hester — und so was liegt dann eben im Blut... Ihre Schwester hat ihr in einer guten Laune den Souffleusenposten verschafft, und wenn die Diva eine Note fallen läßt oder ein Wort verpaßt, dann sorgt die feine Stimme im kantigen Kasten für den unmerkbaren Uebergang.

Wieder ist der Vorhang vor den beifallsrasenden Raum gefallen. Friedel sieht noch die lächelnden Verbeugungen der Schwester, des Kammersängers, des Komponisten und ihres Direktors, als sie hinter die Kulissen in ihr Umkleidezimmer huscht. Sie macht sich hastend zurecht, drückt mit kleinen Bewegungen das Haar in Ordnung; dann nimmt sie den Mantel um und setzt sich nervös. Ihre Schwester wollte für den heutigen Abend die „Kleine" zu einem Souper einladen. Noch nie hat Friedel ein solches Fest erlebt, und sie stellt es sich berauschend vor. Da wird es sicher Sekt in hohen Gläsern geben; man wird auf einer Karte Dinge aussuchen, deren Namen sich nur schwer aussprechen lassen, und sie werden an Neugierigen vorbeigehen, die sagen: „Ah, da ist ja die Hester! Die hat heute wieder gespielt..."

Aber eine halbe Stunde vergeht, und keine Garderobiere kommt, um ihr Bescheid zu geben. Eilig rast sie über die halbverdunkelten Gänge nach der anderen Seite der Bühne. Auf dem Korridor läuft ihr gerade noch die Friseuse in die Arme: „Ah, gut, daß Sie kommen, Fräulein Hester! Ich wollte zu Ihnen rüber und einen Zettel abgeben — wollen Sie ihn selbst vom Schminktisch fortnehmen! Hier ist der Schlüssel. Sie können mir ihn morgen zurückgeben. Auf Wiedersehen!"

Die „Kleine" schließt auf und findet das Papier: „Liebes! — Ich wurde abgeholt. Es ging nicht anders. Der Direktor und der Komponist — Du weißt schon, gelt? Ein andermal... Carola." — Rings stehen Blumen in Körben und Schalen. Friedels Hand hält die Karte der Schwester, und ein paar Tropfen fallen darauf. Nein, die Friedel ist kein Komponist und kein Direktor. Sie ist nur die Souffleuse, kein Paradestück für eine Diva!

Noch einmal sieg' sie die Karte an und bemerkt, daß auf der anderen Seite auch noch etwas geschrieben ist. Erstaunt entziffert sie eine steile Handschrift: „Ich schreibe Ihnen heute zum zwölften Male. Morgen versuche ich es nicht wieder — dann weiß ich, daß alles Glück an mir vorübergeht. Vielleicht werde ich nicht mehr leben können. Heute will ich noch bis Mitternacht auf Sie im Foyer des Palasthotels warten. Wenn Sie kommen, bin ich glücklich. Auf dem Tische wird eine Chrysantheme stehen. Herbert Mühr." — Am Haken hängt der „alte" Pelz ihrer Schwester. Friedel weiß kaum, daß sie ihren kurzen Mantel abwirft und in den schönen Feh Carolas schlüpft, und wer sie jetzt auf dem Wege zum Bühnenausgang beobachten würde, der müßte denken, daß er einer Nachtwandlerin begegne. Sie ruft ein Taxi an. Fünf Minuten vor Mitternacht entlohnt sie den Chauffeur. Durch die Drehtür sieht sie in der Mitte eine weiße Chrysantheme leuchten. Dann steht mit Verbeugung ein junger Herr vor ihr: „Mühr. — Ich — danke — Ihnen..." — Er mustert sie erstaunt... „Aber diese Aehnlichkeit ist frappierend — entschuldigen Sie, glauben Sie, bitte, nicht, ich wolle meinen Dank zurückziehen! Weil Sie, die ich nicht kenne, gekommen sind, bin ich glücklich. Carola Hester sind Sie nicht..."

Friedel spürt das Blut in den Schläfen. Sie zwingt sich, die Augen in seinen fragenden Blick zu richten. „Nein — verzeihen Sie — sehen Sie, dieser schöne Mantel gehört auch nicht mir. Ich hatte die unbestimmte Vorstellung, daß man hierher nur gehen könne, wenn man so etwas anzieht, und darum nahm ich ihn vom Garderobenhaken meiner Schwester. Ich weiß nicht, weshalb ich überhaupt gekommen bin. Ich las nur durch ein Versehen Ihre Karte..." — Der junge Herr lächelte. Sein Gesicht wirkt beinahe alt durch die kluge Freundlichkeit seiner Miene. „Es ist nur ein Zufall, alles..." sagt er dann. „Ihre Schwester ging vor wenigen Minuten hier vorüber. Sie sah die Blume und erzählte ihren drei Begleitern von meiner Karte. Die nickten und kicherten und sahen mich sehr ironisch an. Darum saß ich hier noch — ich dachte darüber nach, ob man einen Menschen, der sein ganzes Herz geben will, verhöhnen darf."

„Nein," erklärt Friedel zögernd. „Aber vielleicht haben Sie Carolas Worte gar nicht verstanden, und alles schien Ihnen nur so. Meine Schwester wollte doch auch heute Abend mit mir fortgehen... aber dann wurde sie durch die Herren vom Theater in Anspruch genommen. Und....", setzt sie leise hinzu, „... daran mag es wohl gelegen haben, daß ich mich entschloß, hierher zu gehen. Ich wollte wirklich keine falsche Rolle spielen. Ihre Karte war so verzweifelt. — Vielleicht..."

„Vielleicht hätte ich mir das Leben genommen."

„Nein, nein, bitte! Aber Sie waren doch sicher sehr traurig. Meine Schwester wäre vermutlich gekommen; nur war heute Premiere; alle quälen sie so mit Einladungen. Das wollte ich Ihnen sagen. Sie dürfen deshalb nicht dem Glück eine Frist stellen."

Erstaunt läßt sie es geschehen, daß Herbert Mühr ihre Hand nimmt. „Ja," sagt er, „ist das nun nicht eine Operette des Lebens? Ich schreibe Ihrer Schwester tagelang Briefe — und Sie kommen, um alles zu entschuldigen und mich zu trösten — und ich sehe plötzlich, daß ich Ihnen eigentlich schrieb! Ihre Augen haben mich von der Bühne her durch ihre Schwester bezaubert; Ihre stille und herzliche Art hat mich hingerissen — aber ich kannte Sie nicht, wußte nicht, daß Sie leben und gut sind, daß Sie der Traum sind. Sie machen verstörte Augen. — Ich darf Ihnen aber doch wohl meinen Irrtum erklären? Darf ich Sie um ein Geschenk bitten? Ich möchte Sie wiedersehen. Nun lassen Sie uns, bitte, unsere neue und junge Freundschaft drüben festlich begehen — wir wollen ein wenig Musik und Lachen und Wein um uns, nicht wahr?" — — —

So ist es gekommen, daß später die Souffleuse mit der kleinen Stimme und dem zaghaften Herzen eine stille und glückliche Frau geworden ist.

Walter Anatole Persich.



Französische Gotik
hat den schönen alten Justizpalast in Grenoble geschaffen.

Der Lebensretter

Von Ricardo.

Bleich hängt der Mond am dunklen Himmel. Die Nacht ist kalt und unfreundlich. Auf der Langen Brücke steht ein Mann. Er stützt die Arme schwer auf das Brückengeländer und starrt in die Mottlau. Ab und zu kommt gepreßt ein tiefer Seufzer aus seiner Brust. Der Mann ist etwa dreißig Jahre alt. Sein abgezehrtes Gesicht ist grau, tiefe Furchen um den Mund sprechen von Not und Sorgen und mancherlei Lasten. Mindestens acht Tage hat seinen Bart kein Schermesser berührt. Wenn ein Windstoß die Lange Brücke entlangfährt, so trägt er von dem Mann einen dezenten, würzigen Duft mit, der die Erinnerung an schärfere Spirituosen aufleben läßt. Außer dem Einsamen am Brückengeländer ist weit und breit keine Menschenseele zu sehen. Doch halt! — dort unter dem Johannistor, regt sich dort nicht etwas? Ja, ein kleines Männlein steht dort und beobachtet seit längerer Zeit den Mann am Brückengeländer. Es ist ein schiches Männlein im schwarzen Bratenrock. Ein rosiges, rundes Gesicht leuchtet trotz der Dunkelheit unter einem pastoralen Hut. Das Kinn ziert eine schlohweiße Bartkrause, wie man sie häufig bei pensionierten Pfarrern antrifft. In der Hand trägt das Männlein einen derben Knotenstock.

Eine Turmuhr verkündet mit zwölf dumpfen Schlägen die Mitternachtsstunde. Noch immer stehen die beiden Männer unbeweglich. Jetzt seufzt der am Brückengeländer wieder herzerweichend auf, dann spuckt er einmal sorgfältig in die Mottlau und beginnt mit müden Bewegungen den Rock auszuziehen. In diesem Augenblick kommt auch Leben in das Männlein unter dem Torbogen. Mit kurzen, trippelnden Schritten schießt er auf den Mann am Brückengeländer zu und seine krächzende Greisenstimme bittet:

„Tun Sie es nicht, Herr... Tun Sie es nicht..."

Erschrocken ist der andere herumgefahren. Mit einem langen Blick mustert er das schiche Männlein von Kopf bis Fuß. Sein Auge bekommt einen harten, unbarmherzigen Ausdruck.

„Was wollen Sie, wer sind Sie?" fragt er mit dumpf klingender Stimme.

„Wer ich bin, tut nichts zur Sache, lieber Herr. Ich bin auch nur ein armer, irrender Mensch und beobachte Sie schon geschlagene zwei Stunden. Tun Sie es nicht, lieber Herr..."

„Was, zum Teufel, soll ich nicht tun?" braust der andere und dreht unschlüssig seinen Rock zwischen den Händen.

„Herr", krächzt das Männlein, „ich bin ein alter Seelenkenner, mir machen Sie nichts vor. Sie wollten doch soeben ins Wasser gehen, Herr... wollten Selbstmord verüben... Ist es nicht so, mein Sohn?"

Da läßt der andere den Kopf auf die Brust sinken und ein ganz schwerer Seufzer entringt sich seiner Brust.

„Tun Sie es nicht, Herr", beharrt das Männlein, „tun Sie es um Ihrer Kinder willen nicht."

„Ich habe keine Kinder", brummt der Mann.

„Dann um Ihrer lieben Frau willen bleiben Sie am Leben."

„Bin nicht verheiratet."

„Dann haben Sie Eltern, Freunde... tun Sie es nicht."

„Ich stehe allein in der Welt, hab' niemand."

„Dann denken Sie an Ihren Gott, denken Sie daran, daß Selbstmord eine schwere Sünde ist und Sie im Jenseits Rechenschaft geben müssen..."

„Ach was, papperlapapp!"

„Tun Sie es nicht, Herr, ich bitte Sie... Tun Sie es meinetwegen nicht..."

Der Mann hebt den Kopf. Seine Augen leuchten und ein seliges Lächeln verschönt den verwüsteten Mund.

„Ihretwegen?" jubelt er auf. „Ihretwegen? Jawoll, alter Mann, das ist ein Wort."

Das schiche Männlein fährt sich mit der Hand über die Augen, dann faltet es still die Hände und blickt zum Mond auf, der immer noch bleich am Himmel hängt. Die Lippen murmeln etwas, was man nicht versteht.

„Kommen Sie, lieber Herr", spricht jetzt der Alte fröhlich, „Sie werden Hunger haben..."

„Ja, und Durst...!" fällt der andere schnell ein.

Arm in Arm wandern die beiden ins Stadtinnere.

Später finden wir sie in einer wasserdichten Kneipe in ausgelassener, lebenslustiger Stimmung. Sie haben Brüderschaft getrunken und singen gemeinsam das Lied von den weißen Täubchen, die sich schnäbeln.

„Sag ma... hupp..." sagt plötzlich das schiche Männlein, „sag ma, Max, is das... hupp... is das so nich scheener, als wenn du jetzt tot in der Mottlau liegen würdest? Hupp..."

„Ich?" wundert sich der andere und nimmt einen nachdenklichen Schluck.

„Jawoll, du", hilft der Alte nach. „Wenn ich... hupp... wenn ich doch nicht gewesen... hupp... gewesen wäre... dann wä'st du... hupp... du doch ins Wasser gegangen, nich?"

„Ich?" macht Max wieder. Er versteht den Freund anscheinend nicht.

„Na ja, du!... hupp.. du zoogst doch all dem Jäggert aus."

„Ach so", kommt dem anderen langsam die Erinnerung. „Dem Jäggert, Ach, dem zog ich aus, um noch einmal genau nachzusehen, ob ich nicht doch noch irgendwo fumfzehn Fennje zu einem kleinen Schnaps haben tät, väststehst du, Emil."

„Hihihi", meint das Männlein als Antwort, denn seine Besoffenheit hat inzwischen den Kulminationspunkt überschritten. Er sinkt sanft vom Stuhl unter den Tisch.

Asiatischer Raubvogel

Meine Tante hatte Geburtstag, und ich wollte zu ihr nach Dahlem. Von Pankow bis Dahlem dauert die Fahrt mit der Untergrundbahn mehr als eine Stunde. Bevor ich in Pankow einstieg, fürchtete ich, daß ich mich auf der Fahrt langweilen würde, und so kaufte ich mir eine Tageszeitung.

Ich stieg ein und fand einen bequemen Platz.

„Abfahren!" rief der Schaffner.

Ich nahm meine Zeitung und fing an zu lesen. Die erste Seite war gar nicht interessant, nur außenpolitische Fragen wurden da erörtert. Die Außenpolitik interessiert mich nicht. Ich lese lieber Gesellschaftsplaudereien oder exotische Berichte, die sich meistens im inneren Teil der Zeitung befinden.

Ich blättere in meiner Zeitung und plötzlich bemerkte ich, daß ein dicker Herr vis-a-vis von mir, der eine große Brille trug und der auch eine Zeitung in der Hand hatte, seine Zeitung einsteckte und auf der Rückseite meiner Zeitung zu lesen begann.

Es gibt viele Menschen, die nur in den fremden Zeitungen lesen, weil sie glauben, daß nur das interessant ist, was der andere liest. Ich selbst weiß, wie unangenehm es ist, wenn ich in die Zeitung meines Nachbars schaue, weil dort ein interessanter Artikel steht, den ich noch nicht kenne, und mein Nachbar entweder unwissentlich weiterblättert oder es tut weil es ihn stört, bevor ich den Artikel zu Ende gelesen habe.

Ich bin aber ein höflicher Mensch. Als ich merkte, daß der Dicke mit der Brille in meiner Zeitung las, entschloß ich mich, die Zeitung so lange zu halten, bis der Mann fertig gelesen hätte. Er soll nicht glauben, daß ich neidisch bin.

Der U-Zug fuhr sehr schnell, aber mein Zeitungsabonnent las sehr langsam. Am Alexanderplatz war er noch immer nicht fertig. Im Gegenteil. Am Potsdamer Platz las er noch eifriger in meiner Zeitung. Was hat er nur auf der anderen Seite gefunden, das ihn so interessiert? Die Arme taten mir schon weh, aber ich hielt die Zeitung noch länger und stützte sie jetzt, so höflich bin ich nun einmal, mit meinem Schirm.

Am Nürnberger Platz wurde ich aber doch wütend und schob die Zeitung direkt unter seine Nase. Er las ruhig weiter. Ich war neugierig, wie lange die Sache noch gehen würde.

Wir näherten uns Dahlem. Ich stand auf, faltete meine Zeitung zusammen und ging zur Tür. Der dicke Mann mit der Brille sah mir nach, und als ich ausstieg, hörte ich, wie er sagte:

„Asiatischer Raubvogel!"

Die Fahrgäste lachten sich tot und bald riefen mehrere:

„Asiatischer Raubvogel!"

Ich, asiatischer Raubvogel? Warum? Weil ich so höflich war? Weil ich meine Zeitung kostenlos zu lesen gestattet hatte?

Neugierig schaute ich jetzt auf die andere Seite, um zu sehen, was da stand. Ein großes Kreuzworträtsel stand dort.

Senkrecht 65 (Vier Buchstaben).

„Asiatischer Raubvogel..."

Peter Pong.

Die Predigt

Es war sehr ärgerlich, daß Pfarrer Jaritsch noch immer keine Einleitung zu seiner morgigen Predigt einfallen wollte. Sie sollte sehr feierlich sein, zumal auch die Baronin, die Patronin des Pfarrsprengels, ihre Anwesenheit in der Kirche zugesagt hatte.

Es sollte etwas Blendendes sein, etwas, was hell erstrahlen und auch die schöne Schloßherrin begeistern und auf die Pfade der Tugend zurückführen sollte.

Die Kunde von den vielen Männern zu denen sie Beziehungen unterhielt, war bis hierher gedrungen. Neben einem Dragonerleutnant hatte sie auch einen jungen Stallmeister, den sie Kindchen nannte.

Ueber das alles dachte der Pfarrer Jaritsch nach, und es ist daher nicht verwunderlich, daß ihm keine Einleitung zur morgigen Predigt einfiel. Auch der Text fiel ihm nicht ein. Einen Jahrgang des „Predigers" hatte er bereits vollständig durchgeblättert und die Aufschriften der Predigten gelesen. „Der Lebenswandel im Sinne des Geistes oder des Leibes. Die Sicherheit der Erlösung. Der wahre Trost."

Bei der letzten Aufschrift hielt er inne und erinnerte sich abermals der Frau Baronin. Ach, Frau Olga von Haberecht, das war der wahre Trost. Er seufzte tief und erging sich wiederum in Gedanken an sie und an ihre Sünden.

Als der selige Baron, ein näselnder Greis, sie kennen lernte, war sie achtzehn Jahre alt und half der Wäscherin beim Wäschewaschen. Dann schickte der alte Baron sie in die Stadt, damit sie tanzen lerne, und später pflegte sie vor ihm zu tanzen.

Das hatte ihm der Ortsschullehrer erzählt, ein Mensch, der von aller Romantik begeistert war, denn er war jung und von unmöglichen Träumen und Idealen erfüllt. Der Lehrer erzählte auch, die pikante Frau habe den Baron dermaßen bezaubert, daß er sie zur Frau genommen habe. Dann hatte sie ein Kind mit einem Lakaien und bald darauf starb der Herr Baron. Das Kind starb ebenfalls und Frau Baronin von Haberecht stand, umringt von Verehrern, als selbständige Besitzerin einer großen Herrschaft in der Welt.

Im Schloßpark pflegte die schöne, verführerische Frau an der Seite ihrer Liebhaber, die sie häufig wechselte, spazieren zu gehen. In mondklaren Nächten schienen die Zeiten der alten Lüstlinge zurückgekehrt, aber statt der Immergrün-, Cypressen- und Pinienhaine des alten Roms senkten sich die Schatten des modernen Parks auf sie herab und verschlangen in irgendeinem Winkel die Seufzer und Umarmungen der Frau Olga von Haberecht.

„Da schau her", sagte sich Pfarrer Jaritsch, „ich fange noch an zu dichten. Zum Teufel, was fällt mir ein!" Er öffnete das Brevier und las „Der Eitelkeit ist das Geschöpf sicher wider seinen Willen unterworfen, aber um dessentwillen, der es unterworfen hat. In der Hoffnung, daß auch dieses Geschöpf erlöst werde von dem Dienste der Lästerung im Siegeszug der Söhne Gottes."

„Daraus werde ich nicht klug", seufzte er, „ich werde mir lieber zur Beruhigung eine Pfeife anzünden".

Er trat zum Fenster, wo seine Pfeife stand, stopfte Knaster hinein und zündete sie an, preßte den Tabak zusammen und begann im Zimmer auf und ab zu gehen, wobei er vor sich hinbrummte: „Am besten, ich fasse die Predigt so kurz als möglich, aber stark. Sie muß wie eine Bombe wirken. Am besten, ich werde von der Unmoral sprechen und betonen, daß uns nur die rasche Abkehr von unseren Begierden vor der ewigen Verdammnis retten kann."

Er schaute in den Spiegel und erblickte sich dort mit der Pfeife im Mund, erhitzt durch die Gedanken an das unsittliche Leben der Baronin, die er gern geläutert hätte.

Er sah, daß er ein ganz hübscher Mann war. Seinem Antlitz merkte man noch nichts von seiner Dicke an regelmäßige Züge schauten ihm aus dem Spiegel entgegen.

Er wußte nicht recht, wie es geschah, daß er die Pfeife beiseite legte und ein Stück Werg ergriff, mit dem er das Pfeifenrohr reinigte, worauf er das Stück Werg zusammenrollte, unter die Nase hielt und wie einen Schnurrbart aufzwirbelte. Er sah so sehr gut aus. „Wie ein Dragonerleutnant", sagte er sich, „wie ein richtiger Geck".

Er ließ seinen Blick durch das Zimmer schweifen, über die Diplome verschiedener religiöser Vereinigungen, über das Bild des Papstes und über andere Heilige, ließ das Stück Werg auf den Boden fallen und ging in den Garten.

Es war einer jener traurigen Herbsttage, an denen Erinnerungen an all das, was längst vorbei ist, zu uns zurückkehren, allerdings nur dann, wenn wir sie heraufbeschwören, so, wie jetzt Pfarrer Jaritsch all seiner Wünsche gedachte. Die erfüllten ihn stets, wenn er fühlte, daß seinem Leben etwas fehlte, daß ihm an jedem Glanz mangelte, mochte der auch nur von kurzer Dauer sein.

Und während er dem kühlen Wind, der durch den öden Garten strich, die Stirn bot, sagte er: „Ach, die Karten können mir die Frau nicht ersetzen." Aber dann winkte er mit der Hand und rief zu den kahlen Baumkronen empor: „Apage satanas!" und kehrte in das Pfarrhaus zurück, in die warme Stube, wo er, um sich zu erwärmen, Wacholderschnaps trinken konnte, was er mit großem Appetit tat.

Mit einer energischen Geste warf er in ein geöffnetes Schreibtischfach die Photographie der jungen, schönen Frau Olga von Haberecht, die ihm der Verwalter des Schlosses vor einiger Zeit mit der Bemerkung — der Herr Pfarrer möge seine Patronin betrachten — geschenkt hatte.

Aber seine Predigt ging auch nicht recht von statten, als auf Thomas Kempis: „Die Bücher von der Nachfolge Christi" das Bild der schönen Frau lag.

Er schlug Thomas Kempis auf und las: „Denn wir sind nur durch die Hoffnung erlöst. Die Hoffnung, die man sieht ist aber keine Hoffnung. Denn warum sollte man auf etwas warten, das man sieht!"

„Mein Fall ist eine hoffnungslose Liebe", sagte er sich, schlug das Buch zu und begann sich anzukleiden. „Am besten, ich gehe ins Kasino und spiele eine Partie Tarock."

Er verspielte an jenem Tag und begann zu trinken, was ihn melancholisch stimmte. In der Nacht kehrte er heim, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb seine Predigt. Die Abendunterhaltung hatte bezüglich der Frau Baronin sehr ungünstig auf ihn gewirkt. Er hatte lauter recht nette, ihm bisher unbekannte Dinge über sie erfahren. Also nicht nur der Stallmeister, auch der Chauffeur! „Daß sie sich nicht schämt", murmelte er, „so jung und so verdorben".

Die Feder begann über das Papier zu fliegen und Pfarrer Jaritsch verfaßte eine scharfe Predigt, die schärfste, die es vielleicht je gegeben hat, streng und hart, mit Stacheln, die raffiniert nach der Frau Baronin zielten.

Und am folgenden Tag kam er grausam, hart und erbarmungslos mit seiner Predigt in die Kirche. Als er die Kanzel bestieg, sah er in der ersten Bank die Frau Baronin sitzen. Ihre grünen Augen blickten ihn so merkwürdig friedlich an, daß sich ihm beim Anblick des entzückenden Geschöpfes der Kopf drehte. Und statt gegen die Unmoral sich zu ereifern, begann er von der Kanzel herab von Engeln und der Schönheit zu sprechen. Als er dann von der Kanzel in die Sakristei trat, stand dort bereits der Diener der Baronin und reichte ihm ihre Visitenkarte auf der geschrieben stand: „Nach der Messe erwarte ich Sie ehrerbietig zum Mittagessen. Sie sind ein Dichter. Olga von Haberecht."

Sein Leben lang hatte Pfarrer Jaritsch nicht so schnell die Messe zelebriert wie damals.

Ka.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Tschechischen von Grete Reiner.)

Im Redaktionssekretariat

Jede große Zeitungsredaktion hat täglich außer ihrem großen Posteinlauf auch eine Menge Besucher und Anfrager, die mit allen möglichen und unmöglichen Anliegen zu ihr kommen und nicht immer erledigt werden können. Hiervon einige Beispiele:

Ein aufgeregter Mann kommt hereingestürmt, der hat einen Prozeß verloren. Natürlich sind in seinen Augen alle Richter und Rechtsanwälte Lumpen und Schufte. „Die Zeugen werde ich meineidig machen!" schreit er. Dabei fuchtelt er mit seinem Stock fortgesetzt durch die Luft. Er glaubt, seinen Prozeß zu Unrecht verloren zu haben. Das müsse in die Zeitung. Ich suche ihm auseinanderzusetzen, daß das unmöglich ist und kein Mensch daran Interesse hat. Da komme ich aber schön an. „Wozu ist denn die Zeitung da, wenn sie mich nicht unterstützen kann," brüllt er. „Ich werde mich an den Reichstag wenden, ihr seid ja alle bestochen." Schließlich läßt er sich aber doch beruhigen und nun will er nur noch die Adresse eines „scharfen" und „ausgekochten" Rechtsanwalts wissen.

Da rasselt das Telephon. „Ach, können Sie mir vielleicht sagen," fragt eine Neugierige, „wie die Frau Oberbürgermeister Böß mit Vornamen heißt?" Verdammt und zugeknöpft, was die Leute doch alles für Einfälle haben.

Jetzt betritt ein großer Herr den Raum. Kurz und gemessen antwortet er auf meine Frage: „Ich bin zu Ihnen gekommen, um mich in die Kandidatenliste für die Reichspräsidentenwahl einzutragen." Allmächtiger! Darauf war ich nicht vorbereitet. „Die Kandidaten für die Wahl zum Reichspräsidenten werden von den einzelnen Parteien benannt; welcher Partei gehören Sie denn an? wenn ich fragen darf." „Na," sagt er so von oben herab: „Eigentlich gehöre ich ja keiner Partei an, ich bin politisch neutral, aber ich neige zur Richtung der Bodenreformer." „Und haben Sie denn schon mit irgendwelchen politischen Persönlichkeiten Fühlung genommen?" fragte ich. „Jawohl, ich habe bereits mit dem Herrn Postdirektor und dem Herrn Amtsgerichtspräsidenten von Frankfurt Rücksprache genommen." „Von Frankfurt am Main?" „Nein, von Frankfurt an der Oder." Armer Kandidat, jetzt wußte ich Bescheid. Den Mann wurde ich nicht los, trotzdem ich mir die größte Mühe gab. Von Beruf sei er Lehrer, 39 Jahre alt, ledig, evangelisch. Schließlich ließ ich auf einem großen weißen Bogen ein Formular anfertigen und nun trug er sich als Kandidat ein. Nachdem ich ihm noch hatte versichern müssen, daß er als Erster auf der Liste stehe, verabschiedete er sich unter wiederholten Verbeugungen.

Kommt da ganz atemlos eine ältere Frau herein. Ohne meine Frage abzuwarten, schreit sie los: „Watt habt Ihr denn da bloß für ein dämliches Ding da draußen an die Treppe?" „Was für ein Ding denn," frage ich. „Na, den dämlichen Fahrstuhl. Denken Sie vielleicht, da stell ick mir rin, Mensch." Sie meinte unseren Paternoster. „Na, was bringen Sie denn," redete ich ihr gut zu. „Watt ick bringe? janischt bringe ick, vastehn se. Ick will von Ihnen wissen, wie mein ehrlicher Name in die Zeitung kommt und wer dett geschrieben hat." Dabei zeigt sie auf eine rot angestrichene Stelle unserer Zeitung. Bei der Glossierung einer Gerichtsverhandlung war wahrscheinlich der Name ausgeschrieben worden und die Frau war der Meinung, daß sie damit gemeint sei. Mein Hinweis, daß Berlin über vier Millionen Einwohner habe und daß ihr Name sicherlich mehrere dutzendmal vorkäme, nutzte nichts. „Klar, Mensch, dett bin ick," rief sie mir barsch zu. „Dett paßt alles uff mir." Sie redete sich förmlich in Wut. Erst als sie sich aus dem Adreßbuch über die vielen gleichlautenden Namen überzeugt hatte, beruhigte sie sich. „Aber die Person, die mir in die Zeitung bringt, belange ick!" schrie sie noch im Hinausgehen.

Eine Frau beschwert sich telephonisch, daß bei einem Brande in Weißensee die Feuerwehr so spät gekommen sei. Die freiwillige Feuerwehr von Heimersdorf sei viel eher da gewesen.

In einer Nummer unserer Zeitung schrieben wir einmal, daß ein 65jähriger Greis als Betrüger festgenommen wurde. Das ließ einem Leser keine Ruhe. Er kommt auf die Redakiton. Er sei bereits 67 Jahre alt, turne und boxe noch, er wolle sich sogar noch einmal verheiraten, fühle sich noch sehr jung und rüstig und er sei durchaus kein Greis.

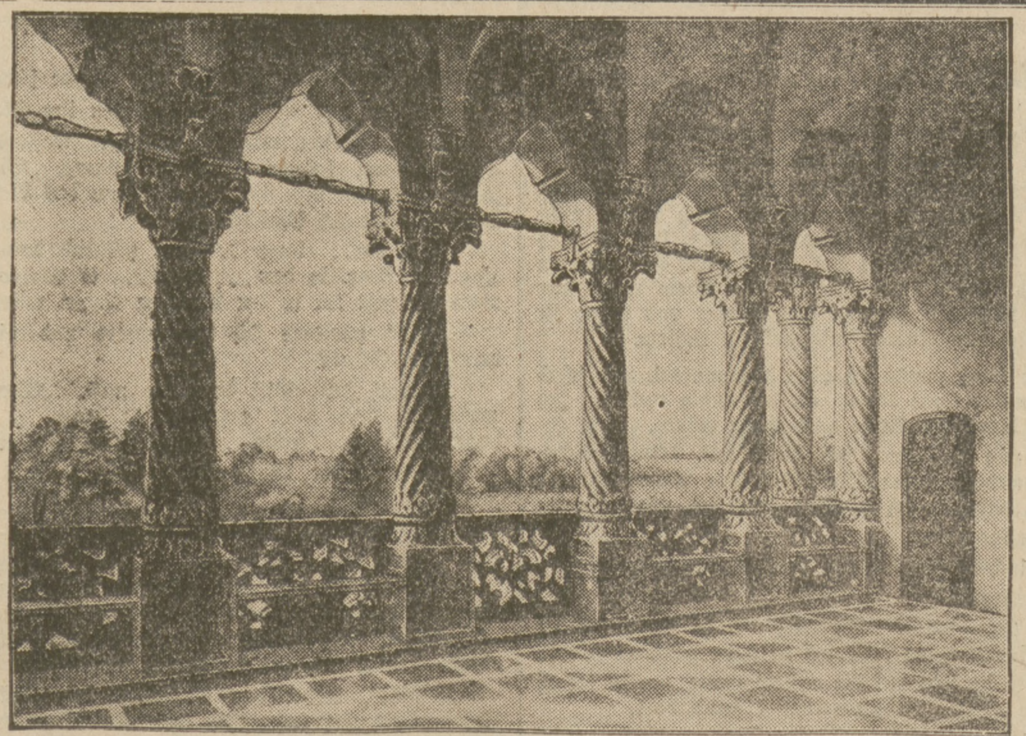
Ein jüdischer Schneider, in einem großen Konfektionsgeschäft beschäftigt, wird vom jüdischen Werkmeister mit den Worten „Sie Jude" belegt. Da kommt er nun zu uns und beschwert sich. Ich sage ihm, er solle doch nicht so empfindlich sein, daß sei doch schließlich keine Beleidigung und warum er uns das mitteile. „Ich würde mir ja daraus sonst nichts machen," antwortet er, aber da es von einem Juden geschehen ist, müsse es in die Zeitung."

Beim Abenddienst hat man immer das Vergnügen, die neugierigen Fragen der streitsüchtigen Kegel- und Stammtischbrüder zu befriedigen. Wozu haben wir denn ein Telephon, wozu ist denn die Zeitung da?

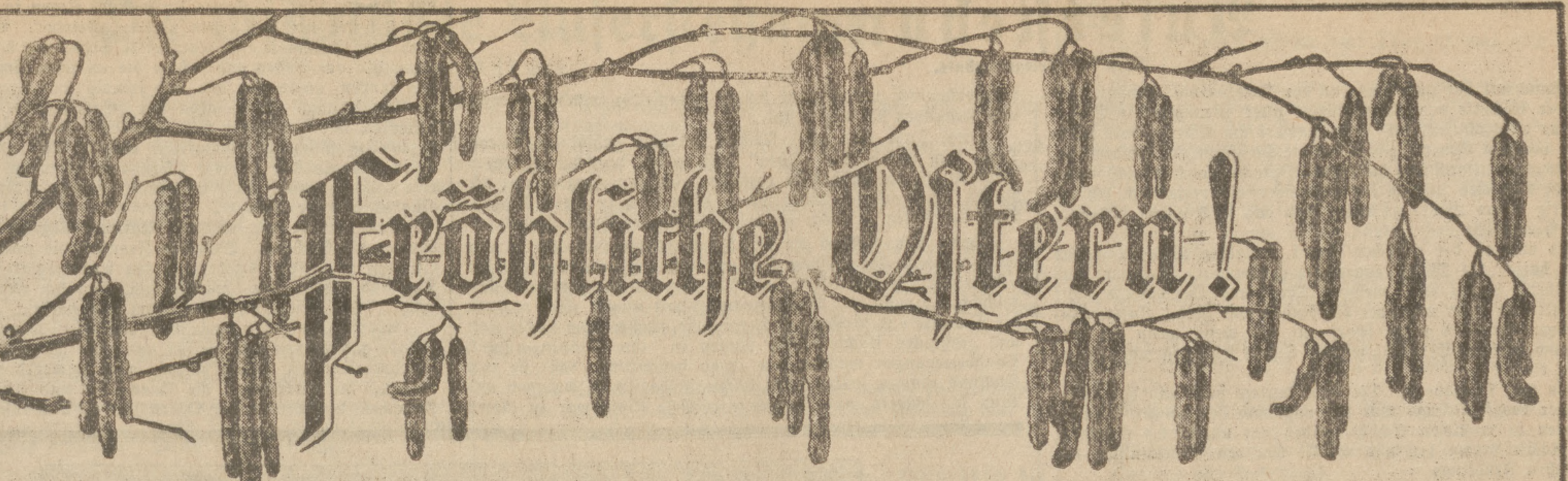
„Sagen Sie mal, wir streiten uns hier herum. Ist die Entfernung Berlin—Moskau oder Berlin—Rom weiter?" Aus dem Kursbuch ist bald festgestellt, daß Rom 1708, Moskau aber 1854 Kilometer von Berlin entfernt ist und die Fragesteller sind zufrieden. „Wann war das große Hochbahnunglück am Gleisdreieck?" wird nach einer Weile gefragt. Am 26. September 1908, stellt das Archiv fest. „Na, siehste Emil," hört man am anderen Ende des Telephons. Und Emil, der wahrscheinlich seine Wette verloren hat, kommt auch noch ans Telephon und läßt sich das Datum bestätigen. Wann war die Geschichte mit dem Hauptmann von Köpenick? Eine Frage, die sich wohl schon hundertmal wiederholt hat. Wieder andere wollen wissen, ob Hilferding verheiratet ist, ob es einen Verband der Tanzmeister gibt, wie tief das Tote Meer ist, ob im Nil noch Krokodile leben, warum die Frauen in Afghanistan wieder verschleiert gehen, wann die erste elektrische Straßenbahn fuhr, wie alt Marconi ist, wie hoch sich die Pension Ludendorffs beläuft und ob es wahr ist, daß der Papst ein goldenes Telephon hat. Alles telephonisch. Jawohl, gleich zum Warten. Und dann geht es weiter. Man hört Klavierspiel, die Leute wollen wissen, welches der kälteste Tag in diesem Winter in Königsberg und in Allenstein war. „Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen, schreiben Sie an das dortige Wetterbüro," antworte ich. Himmeldonnerwetter, haben die Leute Sorgen und mit einem Bums fliegt der Hörer auf die Gabel.

Daß in manchen Geschäften gemogelt wird, dürfte nicht unbekannt sein. Aber oft machen die Angestellten jahrelang mit, um dann nach ihrem Abgang dem Chef eins auszuwischen. Ein Butterverkäufer erzählt folgendes: Auf Anweisung des Chefs hätten die Verkäuferinnen immer minderes Gewicht geben müssen. Eine Verkäuferin sei auch schon deswegen bestraft worden. Jetzt sei sie Buchhalterin und die rechte Hand des Chefs und bei ihm gut angeschrieben. „Na, Sie wissen ja, was ich meine." Dafür schikaniere sie jetzt das ganze Personal. Er war entlassen und hatte daher den Wunsch, die Sache zu veröffentlichen.

Ein frisches Mädchen, das sich als Verkäuferin eines Räucherwarengeschäfts vorstellt, verlangt den Chefredakteur zu sprechen. In welcher Angelegenheit sie komme, könne sie mir nicht sagen, es wäre rein persönlich. Kennen wir. Der Chef sei im Reichstag. „Na, dann möchte ich seinen Vertreter." „Der bin ich," sage ich, ohne dabei rot zu werden. Und nun erzählt sie eine unglaubliche Geschichte. „Sie wissen ja gar nicht, wie es in einem Räucherwarengeschäft zugeht. Die Fische sehen im Schaufenster immer so frisch und goldig aus. Das ist alles Schwindel. Bei uns wurden die Fische jeden Morgen in der Küche mit einer Schuhauftragsbürste, die in Oel getunkt wurde, bestrichen und daher sahen sie immer so frisch aus. Solche Schweinerei. Vier Jahre war ich da angestellt. Mit meinem Chef habe ich mich jetzt aber überworfen. Ich habe mich mit ihm immer gut gestanden. Aber dem werde ich das schon anstreichen, das muß in die Oeffentlichkeit," redete sie sich in Wut. Ganz naiv frage ich, wer denn die Fische immer mit Oel bestrichen hat. „Na, das mußte ich immer besorgen," betonte sie. „Und das haben Sie vier Jahre lang gemacht?" „Jawohl." „Und hätten es wohl ohne Bedenken noch weiter so gemacht, wenn Sie sich nicht überworfen hätten," wollte ich schon sagen, biß mir aber noch rechtzeitig auf die Zunge. „Das ist ja unerhört," heuchelte ich. Das müsse aber erst die Polizei untersuchen. Sie bestand aber darauf, daß es unbedingt in die Oeffentlichkeit müsse, was hiermit geschieht. —



Die Terrasse des rumänischen Königsschlosses Mogosoija



Andree Chenier

Von Edward Stilgebauer.

Es ist in den Ostertagen des Jahres 1792. Um die Veranda des kleinen Landhauses der Frau Pourrat in Luciennes winden sich die ersten blühenden Glyzinen. In Paris gährt und brodelt es, denn Unfaßliches bereitet sich vor. Aber hier in Luciennes herrscht tiefer Friede.

Frau Pourrat auf deren gepuderten Haaren die Lichter dieser goldenen Osterzeit spielen, liest den Emil des Rousseau. Nun schüttelt sie den Kopf.

„Was hast du, Mutter", fragt da ihre Tochter, Frau von Lecoulteux.

„Ich weiß nicht Fanny, aber diese modernen Ansichten . . ."

„Modern, Mutter, der gute Rousseau . . . und modern. Aber warum nennst du mich Fanny?"

„Er nennt dich doch so!"

„Das wäre doch an und für sich noch kein Grund einer Umtaufe!"

Frau von Lecoulteux erhebt sich. Sie geht an das Geländer der Veranda und lehnt den Kopf weit hinaus.

„Nach wem schaust du aus?" fragt da die immer besorgte Mutter.

„Ich sorge mich um Andre!"
„Da hast du nicht unrecht, er könnte vorsichtiger sein!"
„Wenn es gestern nur gut abgelaufen ist!"
„Was war denn gestern?"
„Ihr seid vergeßlich, Mutter!"

„Entschuldige, mein Kind! aber in diesen Tagen ereignet sich so vieles und Ungeheures, daß man beim besten Willen nicht alles behalten kann!"

„Aber, Mutter! Andre sprach doch darüber. Er hat doch selbst die Verse für diese Festlichkeit gedichtet. Die Jakobiner geleiten die vierzig Soldaten des Schweizerregiments Chateauvieux, die am Aufstand in Nancy beteiligt gewesen und zur Zwangsarbeit in Brest verurteilt waren, feierlich nach Paris zurück!"

„Andre sollte Gescheiteres dichten!"

„Eure Ansicht, Mutter! Im übrigen haben sich der Maler David und der Komponist Gossec auch an dieser Feierlichkeit beteiligt. Collot d'Herbois sollte eine Ansprache halten!"

„Der Schmierendirektor?"

„Wer kann in diesen Zeiten wissen, Mutter, was noch einmal aus einem solchen werden kann?"

Frau von Lecoulteux ist einen Moment von dem Geländer der Veranda zurückgetreten.

Da ertönt draußen im Garten eine Stimme:
„Guten Tag, meine Damen!"
„Endlich! Endlich!"

Schon nach wenigen Minuten steigt ein eleganter Herr die Stufen zur Veranda empor.

„O wären Sie gestern doch in Paris gewesen, Frau von Lecoulteux!"

„War es denn so schön?"

„Unvergleichlich", antwortet da Andre Chenier, „und dabei der größte meiner Triumphe. Ein erhebender Moment, als mein Hymnus auf die revoltierenden Schweizer erklang!"

„Ich hörte solche Worte lieber nicht aus Ihrem Munde, mein bester Chenier", verweist da Frau Pourrat.

Andre Chenier hört gar nicht hin. Er folgt der Einladung der Freundin, die ihn jetzt bittet, auf der Veranda Platz zu nehmen.

„Erzählen Sie!"

„Hörn Sie, meine Damen, es war herrlich! Großartig war es! Noch nie habe ich einen solchen Taumel der Begeisterung in den Straßen von Paris erlebt."

„Taumel?" kritisiert Frau Pourrat.
„O, Sie hätten nur dabei sein müssen!"
„Danke!"

Andre Chenier läßt sich durch die Mutter nicht abbringen, denn der Tochter Augen hängen begeistert an seinen Lippen.

„David hat seine Sache brillant gemacht! Es waren Wunder von Wagen, auf denen die Befreiten ihren Einzug in Paris gehalten haben! Sie wurden von weiß gekleideten Mädchen empfangen. Die hielten zerbrochene Ketten in den Händen, die mit Osterblumen umwunden waren. Symbol der Auferstehung! Ist das nicht wundervoll?"

„Herrlich, herrlich!"

Mit diesen Worten klatscht Frau von Lecoulteux in die Hände.

Und Andre Chenier ruft:
„Es lebe die Freiheit!"

„Und die Gleichheit und die „Brüderlichkeit", hallt es ihm aus dem Munde der Freundin zurück.

Wieder schüttelt Frau Pourrat das weißgepuderte Haupt.

„Man hat die Soldaten feierlich in die Sitzung der Nationalversammlung geleitet", fährt Andre Chenier fort. „Collot hat göttlich gesprochen!"

„Und haben Sie niemals darüber nachgedacht, mein bester Chenier, wohin das alles noch führen soll?" fragt Frau Pourrat.

„Zur Gleichstellung aller Menschen, zur Verbrüderung der Nationen", entscheidet da der Dichter aus dem Handgelenk.

„Und das glauben Sie wirklich?"
„Das glaube ich, Frau Pourrat!"
„Und auch ich glaube das Mutter", versichert nun Frau von Lecoulteux.



„Sie sind Poet, und du bist verliebt!"

Nach langer Pause legt sich da plötzlich ein finsterer Zug auf das eben noch lachende Gesicht des Dichters.

„Was ist Ihnen, mein Freund?"

„Seltsam! Ab und zu habe ich Visionen in diesen Zeiten. Und wenn ich die habe, dann werden Verse daraus!"

„Verse?"

„Ja, dann frage ich mich, wer wird wohl noch alles unter den Opfern für die Freiheit sein?"

„Also auch Sie", meint Frau Pourrat.

Da zieht Andre Chenier ein kleines Album aus der Tasche.

„Ist das eine neue Ode, Andre?"
„Keine Ode, eine Vision!"
„Lesen Sie!"
Andree Chenier beginnt:

„Wie der letzte Strahl und der letzte Hauch
Am scheidenden Ostertag,
So sei auf dem Blutgerüste auch
Meiner Leier scheidender Schlag!
Vielleicht, eh' die Stunde den Lauf noch vollbracht
Auf dem glänzenden Zifferblatt,
Noch eh' sie die sechzig Schritte gemacht
Und ihr Ende geschlagen hat,
Senkt sich ewiger Schlaf auf mein Augenlid,
Noch eh' ich gefunden den Reim,
Den mein Geist jetzt am Schlusse des Verses sieht,
Für den ich lege den Keim . . .
Schon tritt in des grausigen Kerkers Nacht
Der Bote der rohen Gewalt,
Von den Soldaten des Todes bewacht . . .
Hört ihr es . . . mein Name erschallt!"

„Schrecklich", schreit da Frau von Lecoulteux.
Und Andre Chenier lächelt.

„Aber, Beste, das war doch nur eine Vision!"
Eine Wolke zieht über den Himmel.

Des Gartens Ostersonnengold ist plötzlich verschwunden. Und fröstelnd begaben sich die drei Menschen zu einer Tasse wärmenden Kaffees in das Landhaus.

Etwa zwei Jahre später stand Andre Chenier auf dem Schafott.

Sein Haupt fiel . . . drei Tage vor dem Sturze Robespieres.

Ostersonntag war's . . .

Von Iwan Heilbut.

Der graue Himmel senkte sich, weit unten auf die Landschaft. Kaum war es Morgen. Ostersonntag war's. Die Weide lag da wie ein fahles Tuch. Da stand eine Kuh dicht an der Straße, die das Heidedorf mit der kleinen Stadt verbindet. Mit ihren vollen Augen sah sie mich an. Ich grüßte. „Guten Morgen", sagte ich.

„Guten Morgen", sagte sie, „ich habe Hunger."
„Nein, sollte man das denken", meinte ich verwundert. „Sie auf Ihrer Weide beklagen sich?"

Sehen Sie sich das miserable Wachstum nur an", sagte sie vorwurfsvoll, „mein Kind haben sie schon fortgeführt Bei allem Schmerz, den ich empfinden muß, ich, als die Mutter, bin ich den Menschen doch dankbar, die mein gutes Baby in ordentliche Verhältnisse brachten. Dies unglückliche Stück Land reicht kaum für eine Person."

„Aber daß auch in Ihren Kreisen der Mißstand des Daseins so stark empfunden wird. Ich dachte, Sie überließen das Denken dem Menschen, der Sie auf die Weide stellt."

Sie sah mich an. Was erwartet sie denn?

„Wenn ich", begann ich mit Vorsicht, „mir die Freiheit herausnehmen darf, Sie einzuladen? Der Heidegasthof ist gar nicht weit. Dort gibt es eine gute Weide."

In einem Satz sprang sie über den Graben. Die Hufe schlugen neben mir auf. Wir gingen frisch durch den Morgen, links lagen Wiesen, rechts Heidesand.

„Es ist eben das Unglück", begann sie, indem sie den Hinterkörper mit ihren Schritten schwenkte, „das Unglück, daß unter euch Menschen die wenigsten unsere Sprache verstehen. So können wir niemals Kontakt bekommen. Zwei Jungen, die mich zu hüten bestellt sind, hab' ich bei ihrem Gespräch belauscht. „Die Kuh", sagte der Aeltere, hat nur einen einzigen Ausdruck" — „Muh", machte der Kleinere. — „Richtig" sagte der Große. — Aber nun bitte ich Sie, sagen Sie selber: Fehlt uns denn irgendeine Vokabel in unserer Sprache? Sind wir nicht fähig, jede Bewegung unseres Gemütes wiederzugeben? Denken Sie, wenn wir Kühe unvernünftig genug wären, zu sagen: Der Mensch hat nur einen einzigen Laut in der Kehle, nämlich den menschlichen Laut. — In unserem Muh — hören Sie nicht darin die Begehrlichkeit der Liebe, die Gereiztheit des Hasses, die Ungeduld der Verlassenheit, den Nachedurst des Beleidigtseins? Als sie mir mein Kind von der Weide nahmen, brüllte ich Muh! Später seufzte ich: Muh . . . Und am Ende sagte ich lächelnd, leise, ergeben: Muh. Und ich betete vor Dankbarkeit, denn ich bemerkte, spät, wie Bemerkungen dieser Art immer kommen, daß es gut ist, wie es geschehen ist."

„Sie sollten die Memoiren einer Unverstandenen schreiben", sagte ich und legte die Hand auf den schönen Nacken. So gingen wir nebeneinander.

„Sehen Sie doch die herrliche Morgensonne", lächelte die Kuh, wie sie sich durch die graue Luft hervorkämpft. Und dort die weite Heide! Die Wiesen! Ein Fluß ist auch in der Nähe. — Wann soll ich denn da zu schreiben beginnen! Wann fände ich Zeit dazu! Was gibt es nicht alles zu sehen in dieser göttlichen Welt!"

„Das ist die Weide", sagte ich.

„Führen Sie mich, bitte", bat sie und drängte ihre braunweiße Seite an meinen Arm. „Was sollte ich sagen, wenn man mich überrascht. Mich würde niemand verstehen."

Wir gingen über einen Steg, der den Graben überquerte und links vom Gasthaus direkt in die Wiesen führte. An einem Knick, der zwei Weiden von einander trennte, nahm ich Platz. In meiner Nähe graste die Kuh. Gesättigt setzte sie sich an meine Seite. Mit ihren bekümmerten Augen und schmerzlichem Mund redete sie, unermüdlich, sie machte dem lange verschlossenen Herzen die Türen weit.

„Wie schön ich die kleinen Vögel „finde", sagte die Kuh. „Sehen Sie, da flitzen sie raschelnd durchs Laub."

„Ich sehe gar nicht", sagte ich.

„Dort in den Büschen. — Neulich sagte der Hütejunge: „Der Mensch muß sterben, das ist sein Schicksal". Der kleine Bruder verstand ihn nicht. — „Das Leben entweicht aus dem Körper", sagte der Große, „und der Körper wird vergraben oder verbrannt" —

„Geschieht das mit Kühen auf dieselbe Weise?" fragte ich ihn, „müssen wir also sterben?" — Der Junge schlug mir aber den Zweig auf die Nase und der Kleine riß mich am Schwanz."

„Sie sollten Ihre Gedanken", bemerkte ich, „der Menschheit nicht vorenthalten. Sie würden sich selber den besten Dienst erweisen, wenn Sie die Dokumente Ihrer Gesinnung zum besseren Verständnis Ihres Geschlechts, der Welt mitteilen wollten."

„Nein, sagte sie mit Schwermut um Auge und Mund. „Die Menschen verstehen — wie man sagt — sich selber nicht untereinander. Wie sollten sie eine Kuh verstehen." —

Auf solche Weise saßen wir nebeneinander. Wir hörten Sonne, Wolken und Blumen, Stille und Ferne reden, die Flöte des Pan, die große Musik.

Auferstehung

Auch ein Kriegserlebnis.

Manchmal hat auch während des Krieges die Menschlichkeit und der Gedanke der Brüderlichkeit aller Menschen die Drahtverhaue durchschnitten und unbekümmert um Befehle vom Feldwebel bis zum General gaben sich die Menschen die Bruderhand. Die fremde Uniform und die fremde Sprache trennten nicht mehr sondern Menschen standen sich gegenüber, die versuchten, sich gegenseitig etwas Liebes zu tun. Und von solch einem Erlebnis will ich erzählen.

Es war an der russischen Front, Frühling 1915. Tag und Nacht hatten die Maschinengewehre gehämmert. Noch am letzten Abend hatten wir mehrere Tote und Verwundete. Die Verbitterung unter uns über die Russen war groß. Unsere Maschinengewährposten paßte scharf auf und wehe, wenn sich drüben auch nur das Geringste zeigte. Sofort setzte ein mörderisches Feuer ein.

Es war Osterabend. Die Erde duftete stark und das ewige Wunder des Frühlings war für uns nach den langen Wintermonaten in trostlosen Schützengräben ein unerhörtes Erlebnis. Die Nächte waren lau und erfüllt von den Geheimnissen des nordischen Frühlings.

Mein Freund Hermann und ich zogen in unser Horchpostenloch. Es war weit vor der Stellung. Wir tasteten uns am Drahtverhau entlang, um den Ausgang zu finden. Die beiden Kameraden im Horchpostenloch freuten sich, daß sie abgelöst wurden. Es war die letzte Wache der Nacht. Beim Morgengrauen sollten wir uns zurückziehen.

Nun hockten wir in dem feuchten Erdloch. Vor uns die Gewehre und etliche Handgranaten. Wir sahen ganz scharf über die Erdoberfläche, da wir am hellen Horizont, der sich scharf vom dunklen Boden abhob, alles Verdächtige sehen mußten. Etwa eine Stunde hatten wir unter Anspannung aller Nervenkraft beobachtet und noch kaum merklich wurde der Horizont heller und der Morgen konnte nicht mehr fern sein. Da plötzlich zuckten wir zusammen und griffen zu den Gewehren. Was war das? Ein noch nie gehörter und unerklärlicher Lärm drang von der russischen Linie zu uns. Was was los? Gehör und Gesicht hatten sich übermenschlich verschärft. Wir meldeten nach hinten, daß irgendetwas los sei. In der Stellung wurde alarmiert. Alles rannte fieberhaft an seinen Platz. Gewehre wurden entsichert, Maschinengewehre waren schußbereit, Handgranaten waren wurffertig, die Bajonette wurden aufgepflanzt. Phantastische Vermutungen wurden ausgesprochen, und wir alle rechneten mit einem besonders teuflichen Plan der Russen, uns zu überrumpeln. Die Horchposten wurden zurückgezogen und unsere ganze Front wartete in fieberhafter Spannung.

Doch kein Schuß fiel. Und der Lärm drüben wurde immer lauter. Wir horchten angespannt. Nun schien es uns, als sei es Gesang. „Lächerlich“, sagten wir uns, „die und singen und dann so laut mitten in der Nacht.“ Aber doch! Das war kein Lärm — das war Gesang! Jetzt hörten wir's ganz deutlich. Es war der fremde und schwermütige Klang und Rhythmus des russischen Liedes. Immer stärker schwoll der Gesang an und es bestand kein Zweifel mehr, die ganze russische Linie, soweit wir sie in der weiten Ebene überblicken und hören konnten, sang. Doch wir waren äußerst mißtrauisch und die wildesten Gerüchte gingen von Mund zu Mund. Unsere Gruppe bekam Befehl, sich so weit wie irgendmöglich vorzuwagen, um festzustellen, was los sei.

Wir gingen vorsichtig vorwärts, denn es wurde schon verdächtig hell. Schon sahen wir in der Dämmerung ganz schwach gewisse Umrisse, konnten schon die Linie der russischen Stellung erkennen.

Da plötzlich sahen wir, daß die Russen aus dem Graben kamen. Wir warfen uns platt auf die Erde mit der Absicht, kriechend wieder den Schützengraben zu erreichen, da wir den Angriff jetzt bestimmt erwarteten. Aber die Russen sangen noch immer. Und hatten sie nicht die Hände erhoben? Wollten sie etwa überlaufen? Jetzt sahen wir, sie waren alle ohne Gewehre, standen oben auf den Deckungen und sangen. Und ganz langsam, Schritt für Schritt, kamen die Russen an der ganzen Front immer mehr und immer mehr, auf uns zu. Wie vor einem Rätsel standen wir.

Da sagte einer unter uns: „Es ist Ostern heute, der größte christliche Feiertag der Russen. Sie feiern das Osterfest.“ Da erhoben wir uns ganz vorsichtig, so daß auch die Russen uns sehen konnten. Anstatt auf uns zu schießen, winkte man uns zu, und als auch von deutscher Seite kein Schuß fiel, da kamen die Russen immer schneller auf uns zu, singend und mit erhobenen Händen.

Auf der ganzen, weit sichtbaren Linie kamen hunderte, tausende Russen. Da war auch auf deutscher Seite das Mißtrauen überwunden und unsere Soldaten kletterten, unbekümmert um das Schimpfen der Offiziere, aus den Gräben, gingen ebenfalls ohne Gewehr und Waffen den Russen entgegen. „Ist das der Feind?“ sagten wir und alles schien uns wie ein Spuk in dieser Dämmerung des Frühlingsmorgens. Und wie berauscht schritten wir über den sonst so gefahrvollen Zwischenraum zwischen den Gräbern unsern „Feinden“ entgegen.

Als wir aber bis auf 80 Meter aneinander herangekommen waren, blieben die Russen stehen. Gingen wir weiter vor, so gingen die Russen wieder zurück und wir warteten. Dann trat ein Russe bis zur Mitte vor, legte ein Paket auf die Erde und machte uns durch Gebärden begreiflich, daß wir dasselbe holen sollten. Er grüßte uns durch Abnehmen seiner Mütze und trat zurück. Einer holte das Paket. Und als wir es öffneten, sahen wir, daß es Schokolade, Zigaretten, weißes Brot und dergleichen Herrlichkeiten mehr enthielt. Da eilten einige von uns in die Stellung, suchten ähnliche Dinge aus verschiedenen Unterständen zusammen, machten ein Paket daraus und legten es ebenfalls in die Mitte der beiden Linien nieder. Ungeheure Spannung herrschte. Ein Russe kam und holte das Paket und als sie es geöffnet hatten, war auch ihr Mißtrauen beseitigt und die ganze russische Linie setzte sich gegen uns in Bewegung. Als wir uns dann gegenüberstanden, gaben uns die Russen die Hand, küßten uns vielfach auf Stirn und Wangen und aus ihren großen Kinderaugen strahlte unendliche Freude.

Wieviele Tränen sind an diesem Morgen zwischen den mit allen mit modernen Mordwaffen gespickten Schützenlinien über die Wangen abgehärteter Männer geflossen. Das Wort „Bruder“ klang in deutscher und in russischer Sprache von Mann zu Mann. Alles, was wir an Schokolade, Zigaretten, Lebensmitteln besaßen, schenkten wir den Russen. Immer wieder schüttelten wir uns die Hand, umarmten uns und viele weinten vor Freude.

Und nun setzte ein wunderbares Leben ein. Wir besichtigten gegenseitig unsere Stellungen. Die russische Regimentsmusik spielte im russischen Graben und die Feldküchen fuhren in beiden Stellungen am hellen Tage bis an die Gräben.

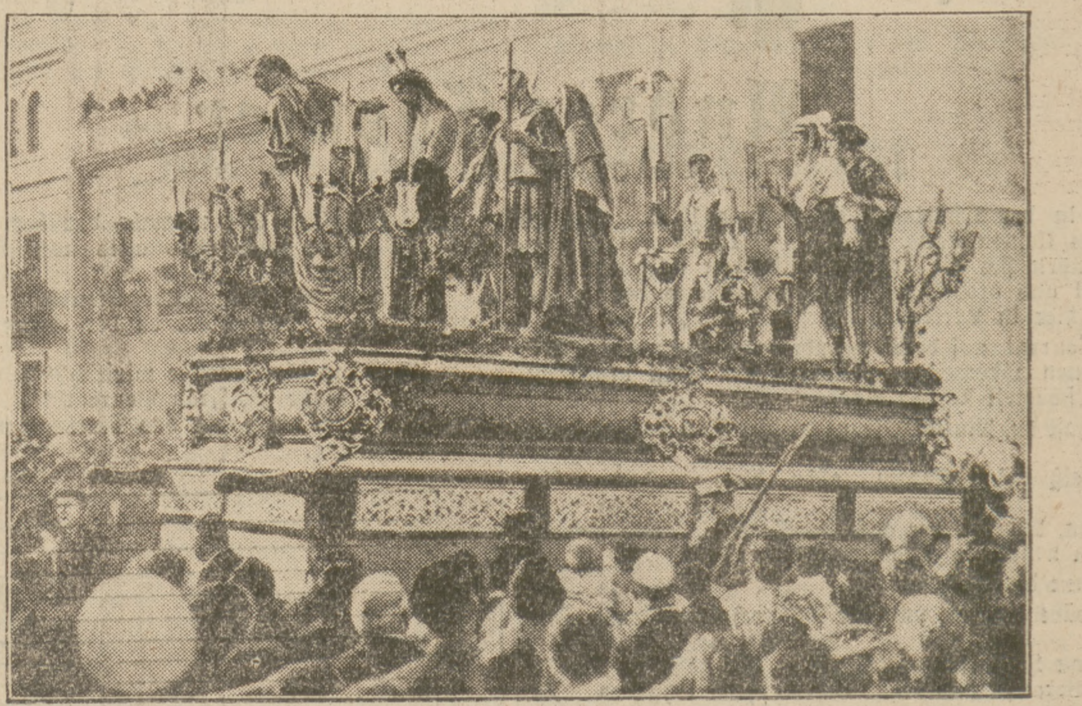
Es war ein unglaublicher Rausch. „So ist der Friede“, sagten verwilderte Infanteristen, während Tränen in ihren Augen leuchteten. Abends sangen die Russen auf der Deckung, spielten Balalaika und tanzten. Als nachts ordnungsgemäß Horchposten ausgestellt wurden, saßen Deutsche und Russen in demselben Horchpostenloch, unterhielten sich in gegenseitig fremder Sprache und verstanden sich doch so gut.

Zwei Tage und zwei Nächte herrschte absoluter Friede. Dann kam Befehl von „Oben“, daß es den deutschen Soldaten verboten sei, die Gräben zu verlassen. Erstaunt fragten uns die Russen, was los sei und blieben dann auch in ihren Gräben. Aber der Krieg, der war an dieser Stelle der Front vorbei.

Dann kam plötzlich ein Befehl, von 9 bis 9,10 Uhr nimmt die Infanterie die russische Stellung unter Feuer, von 9,10 bis 9,20 Uhr die Feldartillerie, von 9,20 bis 9,40 die schweren österreichischen Haubitzen. Alle Empörung half nichts. Wir nahmen die Gewehre und schossen auf Kommando, schossen aber in die Luft und erschrocken flüchteten die Russen in ihre Gräben. Durch Handbewegungen machten wir ihnen begreiflich, daß sie ihre Stellung räumen sollten. Die leichte Feldartillerie setzte ein und dann die schwere, und die ganze russische Linie war in Rauch und Dreck gehüllt. — Ganze Unterstände flogen in die Luft und wir zitterten um das Leben unserer „Feinde“. Als es endlich vorbei war, herrschte eine todtraurige Stimmung bei uns. Nachts zogen wir auf Posten und suchten die russischen Posten. Als wir uns fanden, umarmten wir uns freudig und baten die Russen um Verzeihung. Dann saßen wir zusammen im selben Horchpostenloch und kein Schuß fiel. Immer wieder brachten wir uns gegenseitig Geschenke, kümmerten uns um keine Befehle. Und unser Gedanke war immer: „Das also soll unser Feind sein?“ Wir wußten, unsere wahren Feinde saßen ganz wo anders. So ging es mehrere Tage.

Dann wurde das russische Regiment abgelöst und Kosaken bezogen die Stellung. Dieselben Fronten, die noch vor wenigen Stunden in tiefem Frieden gelegen hatten, waren nun wieder Tag und Nacht mit mörderischem Gewehr- und Geschützfeuer erfüllt. Der Friede an dieser Front war vorbei.

Aber — und das war das Erlebnis jener Ostertage — Feinde gab es von nun an für uns nicht mehr. Wir, die dieses Erlebnis mit den Russen hatten, sahen immer durch die Drahtverhaue, die Sperrfeuer, die Gaswolken und Uniformen, den Menschen, den Bruder, der Ostern 1915 in uns auferstanden war.



Ostern in Spanien

Die berühmte Oster-Prozession in Sevilla mit der Skulpturengruppe „Christus wird dem Volke gezeigt“.

Das Osterfest wird in Spanien besonders feierlich begangen. Während der Karwoche finden in allen größeren Städten des Landes nach vielhundertjähriger Tradition Prozessionen statt, von denen die in Sevilla besonders berühmt sind.

Abendmahl im Zuchthaus

Alljährlich um die Osterzeit wird in den Zuchthäusern und Gefängnissen vom Anstaltsgeistlichen das Abendmahl verabreicht. Schon Tage davor, nachdem die Insassen einzeln darauf aufmerksam gemacht und gefragt worden sind, ob sie daran teilnehmen wollen oder nicht, bildet es ihren wichtigsten Gesprächsstoff. „Karle, jehste am Sonntag och mit?“ fragt der Berliner Paul seinen Nachbar, nachdem er ihn durch dreimaliges Klopfen gegen die Zellenwand ans Fenster gerufen hat.

„Nee, Paule,“ schreit Karl, „ick jeh nich, ick bin Antialkoholiker und fürchte mich vor Pfaffen!“

„Idiot, sei nich so dof un laot dir man nich datt gaute Tröppken entgahn,“ brüllt einer von der Wasserkante vom vierten Stock herunter. Ein lautes Gelächter schallt ihm von allen Seiten entgegen. Zugleich beginnt eine laute und erregte Unterhaltung von Fenster zu Fenster. Seppel, ein alter Bayer, der sein halbes Leben im Zuchthaus zugebracht hat, erzählt seinem Nachbar von Zelle 36: „Woas mahnst, woas i vorm Joahr gmacht hoab? — I hoab dem Pfaffen seun goanzen Moaßkruag ausgsoffi, daß er der nix mehr zu saufen ghoabt hoat. Diesmoal deck i meun Bedoarf wieder so eun.

„Mensch,“ versetzt der von Zelle 36, „ick werd dir diesmal Konkurrenz machen, ick hab 'n jroßen Brand, vor mir langt keen janzes Faß nich!“

„Oller Quasselkopp, halt die Luft an!“ kommt es darauf von unten. „Du bist zufrieden, wenn de en Löffel voll Spucke kriechst.“ Wieder erfolgt von allen Seiten schallendes Gelächter, ob dieser Bemerkung.

Plötzlich erscheint, von dem Lärm angezogen, ein Wachtmeister im Hof, um die Schreihälse auf frischer Tat zu ertappen; denn zum Fenster hinaussprechen ist streng verboten und wird mit Arrest bestraft.

Die ganze Gesellschaft, den Wachtmeister erblickend, verstummt und verschwindet. Rastlos wird nun gearbeitet, bis zu dem „großen“ Tag, bis zum Abendmahl. Ungeduldig sehnen ihn die meisten herbei, nur eine kleine Schar läßt er gleichgültig, darunter einige, die sich zu den geistig höherstehenden und aufgeklärten zählen, belegen ihn mit beißendem Spott.

Endlich ist der Tag da. Sorgfältig zieht jeder Teilnehmer seine Sonntagsuniform an, nimmt das Gesangbuch zur Hand und wartet. Ein Glockenton ertönt und schallt im ganzen Hause wider. Das Zeichen, daß der Gang zum Abendmahl beginnt. Die Zellen werden eilig geöffnet und die Teilnehmer treten heraus und begeben sich hintereinander, im Abstande von drei bis fünf Metern, in die Kirche. Schweigend nehmen sie Platz. Links und rechts von ihnen, an den Seitenwänden, stehen mit Karabinern oder Pistolen bewaffnet, Wachtmeister und lassen ihre Augen spähend umherwandern. Wehe, wenn sie einen erwischen, der schwatzt oder Dummheiten macht! Unbarmherzig fliegt er in Arrest. Wasser und Brot, Entziehung der täglichen Bewegung im Freien, das heißt im Anstaltshof, und ein hartes Lager, eine Holzpritsche, werden ihn dann kirre machen.

Nach einigen Minuten öffnet sich hinterm Altar eine kleine Türe, der Geistliche tritt ein und der Gottesdienst beginnt. Die gefangene Gemeinde erhebt sich von den Bänken und neigt andächtig ihr Haupt. Nur der Berliner Paul steht gerade wie ein Soldat und fragt leise und trocken seinen Nachbar, wieviel Flaschen Wein der Geistliche mitgebracht habe. „For jeden eine,“ entgegnet der und tut, als bete er. Paul kann kaum das Lachen unterdrücken.

Laut und deutlich betet jetzt der Geistliche ein bekanntes Gebet. Dann folgt eine kurze Predigt, in der er besonders auf Vergebung aller Sünden und auf die Herrlichkeiten des Paradieses aufmerksam macht. Darauf schließt sich das Abendmahl an.

Zwölf Sträflinge erheben sich, schreiten ernst und andächtig zum Altar und knien schweigend nieder. Der Geistliche reicht zitternd jedem eine runde weiße Oblate und darauf ein Schlückchen roten Wein. Ganz leise spricht er hierbei die erforderlichen Worte. Zwölf „Sünder“, die mit über hundert Jahren Zuchthaus beladen sind, hören mit erheuchelter Andacht zu und lassen nun, „von ihren Sünden befreit“, langsam das köstliche Tröpfchen Wein, um das es ihnen in erster Linie zu tun war, die Kehle hinunterrinnen, die Augen schielend nach dem Kelch gerichtet, der ihnen diese Wundergabe gespendet hat und nun für die nächsten Zwölf bereit steht.

Eine halbe Stunde später ist das Abendmahl allen Teilnehmern verabreicht. Schmunzelnd begeben sie sich in ihre Zellen. Der Riegel wird vorgeschoben und es ist wieder wie immer.

Doch kaum haben sich die Schritte des Schließers entfernt, beginnt wieder an den Fenstern eine laute und erregte Unterhaltung. Jeder hat ein großes Sprechbedürfnis und jeder hat etwas über das Abendmahl zu sagen. Dem einen ist der Wein zu schlecht gewesen, dem andern zu süß, dem zu wenig und schließlich jenem ist er vorgekommen wie Himbeersaft. Seppel dagegen lobt ihn aus der tiefsten Tiefe seines Herzens und meint, es könnt jeden Tag Abendmahl sein. Und nebenbei bemerkt er noch, er habe übrigens heute zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen, nämlich unbemerkt wiederholt am Abendmahl teilgenommen. Lautes Gelächter von allen Seiten belohnt den Schlauberger.

Rotes Ostern

Von Bruno Schönlank.

Volk der Arbeit, Volk der Not,
Rüste dich zum Auferstehen!
Siegend über Nacht und Not
Sollst du in den Frühling gehen!

Volk der Arbeit, Volk der Qual,
Dröhne du von Kampfgesängen . . .
Und dir steigt ein Blütental
Aus der Straßen schwarzem Drängen.

Streife ab dein Winterkleid,
Lodre du von Feuerbränden,
Freiheit oder dunkles Leid
Trägst du in den eignen Händen.

Stürme durch dein Ostertor
Stolzem Frühlingskampf entgegen . . .
Und dein Frühling steigt empor,
Aller Welt zu Heil und Segen.

Die mißglückte Auferstehung

Von Erich Kästner.

Herr Klein ging am Ostersonnabend mit kurzen hüpfenden Schritten die Ludwigsstraße entlang. Er trug einen hellkarierten Sportanzug, einen schwarzen Filzhut und einen niedlichen Rucksack. Aengstlich hielt er hinter seiner Brille Umschau. Aber es lachte ihn niemand aus. — Herr Klein war das erstemal in München. Ja, Herr Buchhalter Klein befand sich überhaupt das erstemal auf einer Erholungsreise!

Er ging also die Ludwigsstraße entlang. Und fand, daß man, um solche grauen Paläste und solche mit dem Lineal gezogenen Straßenzüge zu sehen, auch sehr gut in Berlin hätte bleiben können. Allerdings, die Theatiner Kirche war ganz niedlich. Und der Hofgarten auch. Aber es war doch sehr unpraktisch, nur deswegen so weit zu fahren.

Auf der Brücke vor dem Maximilianeum blieb er stehen und schaute — wie die anderen auch — in die lehmbraune, lärmende Isar hinunter. Dann kehrte er um.

Die freundlichen Wiesenwege des Englischen Gartens waren recht voller Menschen. Herr Klein stand einigermaßen verdutzt vor dem Monopteros und saß dann am Chinesischen Türmchen nieder, um seinem Chef eine Ansichtskarte zu schreiben.

Dann ging er bald in sein Hotel an der Kauffingerstraße, denn er war sehr müde.

* * *

Schon frühzeitig saß er am ersten Osterfeiertag in einem schrecklich überfüllten Zug nach Garmisch. Die Landschaft zog trüb und verärgert an den Fenstern entlang. Herr Klein hielt den Regenschirm zwischen den Knien, stützte seinen Kopf auf den Schirmgriff und dachte nach.

Es war reichlich unvernünftig gewesen, dem Drängen des Chefs so ohne weiteres nachzugeben. Aber schließlich war Herr Steinkopf nicht beinahe zudringlich geworden?“ Herr Klein, hatte er gesagt, „Sie müssen mich den ganzen Sommer über vertreten. Denn auf wen soll ich mich sonst verlassen? Ja, also fahren Sie geschwind drei Wochen in die bayrischen Alpen. Denn der Sommer wird harte Arbeit bringen.“ Mein Gott! Wer weiß, wie es jetzt im Büro drunter und drüber ging! Der Ehrenberg würde sicher viel zu nachlässig arbeiten.

In Garmisch regnete es. Und Herr Klein sah beim besten Willen nichts weiter als etliche Villenstraßen, die von einer grauweißlich wallenden Nebelmauer umzingelt waren. Herr Klein spannte den Regenschirm auf und ging mit kurzen hüpfenden Schritten durch den frostigen Kurort.

Entsetzlich! Hier sollte er drei Wochen wohnen? Nicht, um die Welt! Wenn er wenigstens die Pelzweste mitgebracht hätte, wie ihm die Wirtschafterin zugeredet hatte! Es war fürchterlich kalt in diesen Bergen, die man nicht sah, wenn man nicht gerade vor einem Postkartenladen stehen blieb.

Nach mancherlei Umwegen und bereits erkältet kam Herr Klein zum Bahnhof zurück, setzte sich in die Wirtschaft und spannte den Schirm zum Trocknen auf. Er aß etwas, machte sich Notizen in seinen Block, rechnete aus, was er bis jetzt ausgegeben hatte, und fuhr, als der Regen nachließ, mit der Kleinbahn nach Niedergrainau.

* * *

Links und rechts unerbittliche Nebelwände. Herr Klein marschierte mit kurzen hüpfenden Schritten zwischendurch und fröstelte. Er stieß den Schirm herzhaft gegen den Boden und versuchte zu singen. Aber es machte ihm keine Freude. Eigentlich fiel ihm auch gar nichts ein, was auf seine Situation gepaßt hätte.

Am Eibsee setzte er sich in die Veranda des Hotels und schaute in den flatternden Nebel hinaus. Voller Erwartungen, die sich nicht zu erfüllen schienen. Er zählte bis drei. Er ließ sich vom Kellner belehren, daß der Nebel unmöglich länger anhalten könne.

Aber der Nebel hielt trotz des Kellners an. Auch das Zählen blieb ohne Wirkung. Die Zugspitze pflegte sonst da drüben sichtbar zu sein! Herr Klein starrte ehrfurchtsvoll nach links hinüber. Nach einem fast schwarzen Nebelfleck, auf den der Kellner mit dem Finger wies. So, dort dahinter.

* * *

Am Abend war Herr Klein schon wieder in München. Und es regnete noch immer. Am zweiten Feiertag war er schon wieder in Berlin.

* * *

Dienstag früh ging der Buchhalter Klein durch die Stadt. Und ohne daß er sich übermäßig gewundert hätte, fand er sich plötzlich in der Kommandantenstraße. Vor dem Büro.

Aber er kehrte wieder um: Denn er war noch sehr erkältet.

Doch am Mittwoch war er endlich wieder in seinem Geschäftszimmer. Die anderen Angestellten waren sehr verwundert. Und Herr Steinkopf, der Chef, verstand erst nach längerer Unterhaltung, wieso Klein schon wieder zurück wäre. „Nja“, sagte Herr Steinkopf und sog ernst an seiner Zigarre, „nja, Klein, da wollen Sie also allen Ernstes gleich wieder mit der Arbeit anfangen?“

„Wenn ich darum bitten dürfte, Herr Steinkopf“, sagte Buchhalter Klein.

„Nja, aber mit dem größten Vergnügen, Klein! Sie sind vielleicht ein komischer Kerl! — Will keine Ferien haben!“

Herr Klein sah vor sich hin und sagte leise, als ob er das eben erkannte: „Die Ferien sind zehn Jahre zu spät gekommen!“

„N'Morgen“, knurrte der Chef und ging ins Privatkontor.

„Guten Morgen, Herr Steinkopf“, sagte Klein.

Und sah die Post durch.

Ostergeschichten

Von W. Appelt.

Faust's Osterspaziergang

Also, letzte Schdunde hamm mier Faustis Osderschbaziergang beschbrochen. Los, Schdeinert, sagn mal her!

„Fon Eise befreit sind Schdom unn Bäche... durch des Friehlings beläwenden Blick... in Dahle grienet Hoffnungsglick!“

Das iß nischt! Das mußde fiel gefielsoller sagen. Dr Dohn liegt auf „grienet“. Weil grien die Farwe dr Hoffnung iß. Das wißdr doch?

Grien unn blau, Herr Lehrer!

Wie kommstn da droff?

Nu, wo meine Schwesder neilich gesagt hat, se wär in Hoffnung, da hat mein Fader gebläkt, er welldse grien unn blau bochen.

Du willsd mr wohl hier meine ganse Klasse frderm? Freelich mach weider in Deklamiern! Los: „Der alde Winder...“

Ich habbs nich gelernt.

Was, du fauler Limmel, du hasds nich gelernt?

Nee. Mei Fader hats mir frbohden. Unn ich soll Ihn enn scheen Gruß sagen, unn er wellde sich bein Direkder beschwern, weil Sie uns das offgegähm hamm. Wegen der anschdeeßgen Schdelle.

Wegen was? Wegen enner anschdeeßgen Schdelle?

Ja. Wos heeßt: „Unn sie sinn selwer auferschdanden aus Handwerks- unn Gewerwebanden.“ Das wär enne große Beleidigung. Das kennden se filleicht fon Zigeinern sagen, die Debbe einschdricken unn Ferde mausen. Awr nich fon enn anschdendgen Klembnermeesder! Das will der sein Innungsforschdand melden, unn da dähden Sie schon sehn, wasse erlähm! Unn iewrhaubt... das Gedicht wär ganz großer Schwindel. Kee Word fon Audos, unn in der Dorfkneibe, da mißden se ä Grammefon hamm, daß Schdimmung werd! Dann wär das wenigstens lähmsgedrei!

Ihr habbt ähm keene Ahnung fon dr deidschen Lidderadur! Bei eich isses schade um die fiele Miehe, die mr sich gibbt! Daßrsch nr mißt: de Berln schmeißt mr for de Seie, wemmer eich, so ä erhahmnes Werk erleidert. Unn so ä Dichter, der kann een leed duhn, wemmer bedenkt, daß der ooch fr eich Hornochsen seine boedsche Ader angeschdrengt hat. Armer Geede in dein unschderblichen Limmel! Du weeßt, wie ich mich beschdrebt habb sorge Schdunde...

Herr Lehrer, seit wenn sinn Sie denn Schbiridist, daß Sie mit Geisdern reden?

Wolldr schdille sinn! Das mach ich doch, wie ich will? Unn jetzt nemmdr eire Aufsatzhefte raus. Dehma: Was hat Geede mit sein Osderschbaziergang fr Gefiele ausdricken wolln? a) fon Menschen, b) fon Flansen, c) fon Diern, d) fon der Naduhr im Allgemein, e) fon der Naduhr in Schbezielln...?



„Kreuzabnahme“
Nach einer Radierung von Rembrandt (1606—1669).

Kindergespräch über den Osterhasen

Freist du dich ooch so off Osdern wie ich?

Nu, das iß doch klar.

Die fieln Osdereier, die schon iewrall in Schaufensdern liegen!

Ja, unn die Osdauhasen! Awr nowr, das sinn bloß nachgemachte? Aus Babbe oder so? Dr richdge Osderhase, der de Eier bringt, der setzt sich doch in kee Schaufensder. Das fällt doch denn gar nicht ein; unn iewrhaubt gibbts doch bloß een. Odr mißden das emende alles seine Jung' sinn? Nee, das geht ooch wieder nich. Der legt doch Eier, unn die fressen 'n doch de Menschen weg. Wie soll dn der da Junge hamm?

Horch emal! Gloobst du denn wärklich noch an Osderhasen?

Nu, wo solln denn sonst die Eier herkomm unn die ganse andre Fresserei? Du suchst doch selwer ooch immer mit an Griendonnerschdag...

Na, liegen lassen wer ich doch die fein' Sachen nich, da mißt ich scheene dumm in Kobbe sinn.

Nu also.

Was dn: nu also?

Ich meene: was regsde dich denn da off?

Weil du das noch gloobst, daß dr Osderhase das Zeich frschdeckt.

Wer solls denn sonst frschdecken?

Dr Babba.

Awr wo soll dn der das hernemm?

Das kooft der in Laden.

Unn nachher geht 'r drmit naus in Wald oder in Garden, unn frschdeckts?

Nadierlich. Unn nachher sagt 'r: So, nu wolln mier mal sehn, obb ihr gefolgt habbt. Seht mal, obb'r was findt!

Du... das gloob ich drwegen nich.

Warum dn nich?

Nu, wie käm dn da dr Babba drzu, uns das fon Osderhasen weißzumachen? Wenn'r sagen däht: Ich habb eich was gekooft, unn damit'r eire Freede habbt, habb ichs in Garden frschdeckt, nu sucht emal!... da däden mier uns doch fiel mehr frein. Da wißden mr doch, daßrsch gut mit uns meent, unn uns gerne mal ne Freide macht, wemmer ooch manchmal nich folgen. Meensde nich ooch?

Der Aeltere weiß darauf nichts zu erwidern.

Der Osterhase

In einem Schaufenster sind Osterhasen ausgestellt, kleine, große, eßbare, nicht eßbare. Ich bleibe interessiert stehen, als wäre ich ein Junge von sechs Jahren. Aus der spiegelnden Scheibe blickt mir mein lächelndes Gesicht entgegen. Die Osterhasen machen mir anscheinend Spaß. Nach Nietzsches Ausspruch soll ja in jedem wahren Manne ein Kind wohnen, das spielen will.

Ein Junge zieht seine Mutter vor das Schaufenster. Er zappelt und lacht und quatscht: „Der macht Männchen, und der hat eine Kiepe auf dem Rücken Guck mal!“ Die Mutter, eine aufgeputzte, steife Bürgersfrau, sieht kaum hin und antwortet gar nicht. Der Kleine fragt: „Woher hat denn der Osterhase die bunten Eier?“

„Hat er gelegt!“ Kurz und lieblos ist die Antwort.

Der Junge wiederholt nachdenklich, fast ungläubig: „Hat er gelegt . . . .?“

Mir tut der Junge leid, der etwas Unrichtiges in seinen Kopf aufnehmen soll. Ich beschließe, an dem gleichgültigen Ausspruch der Mutter zu rütteln und sage: „Nee, Junge, ein Hase legt keine Eier, nur die Hühner und Vögel.“

„Soooo . . .,“ sagt die Mutter und streckt kampfbereit die Brust vor: „Warum soll der Junge nicht glauben, daß der Hase die Eier legt?“

„Er bekommt eine falsche Vorstellung vom Hasen, die er später korrigieren muß.“

„Na“, erwidert die Mutter spitz, „da wären Sie auch wohl imstande, dem Kinde zu sagen, es gibt keinen Klapperstorch?“

„Allerdings!“

„Sie sind ja einer — — na!“ spricht sie zu mir, so über die Schulter weg, und zieht ihren Jungen fort. S.

Das Ei und seine Verehrer

Das Osterfest ist für uns kaum mehr denkbar ohne die Verwendung von Ostereiern. Seit vielen Jahrhunderten hat das Ei, das nach dem Glauben der meisten Völker eine lebendige, segenspendende Kraft in sich schließt, diese bevorzugte Stellung eingenommen, und selbst in der modernen Zeit, die mit so vielen alten Sitten und Bräuchen gebrochen hat, ist es nicht gelungen, dieses bevorzugte Nahrungsmittel, das zudem mit einem märchenhaften, mystischen Schimmer umgeben ist, zu verdrängen.

Aber nicht nur das Osterei allein darf sich dieser besonderen Beliebtheit erfreuen. Auch das ganz profane Hühnerei, das niemals die Bekanntschaft mit dem Osterhasen machte, hat stets gerade unter den größten Feinschmeckern, aber auch unter den geistig und künstlerisch bedeutendsten Persönlichkeiten seine treuen Verehrer gehabt.

Wer weiß heute noch, daß der berühmteste Lustspieldichter Frankreichs, Jean Baptiste Moliere, am besten in Stimmung war, wenn er zuvor ein appetitlich anzuschauendes Gericht von gefüllten Tomaten genossen hatte? Aber auch die pikanteste Füllung und die zarteste, schmackhafteste Tomate war geeignet, den Dichter gründlich zu verstimmen wenn sie nicht der Hauptsache nach aus fein gewiegtem oder zu einer Sauce verrührtem frischem Ei bestand. Zwar teilte Moliere nicht den frommen Glauben an eine besondere göttliche, geheimnisvolle Kraft im Ei — aber schon der Wohlgeschmack und das Bewußtsein der Nahrhaftigkeit genügten ihm vollkommen, um sich sein Lieblingsgericht trefflich munden zu lassen. Ueberhaupt scheint es, als ob das Ei vor allem unter Lustspieldichtern besondere Freunde gefunden hätte. Auch Sardou, der vielseitige französische Dramatiker, der Verfasser der berühmten politischen Komödie „Rabagas", beschäftigte sich in seinen Mußestunden damit, besonders schmackhafte Eierspeisen zu erfinden. Es wird von ihm erzählt, daß er einst bei einem Diner, das er seinen Freunden gab, voll Stolz eine verdeckte Schüssel auftrug, die ein solches Gericht, das dann zu seiner Lieblingsspeise wurde, barg: Er hatte zarte Brotschnitten geröstet und auf ihnen kunstvoll gekochte, mit einem Püree von Artischocken gefüllte Eir serviert, das Ganze mit zartem Frühlingsgemüse garniert und mit einer gewürzten Sauce übergossen: Des Oeufs a la Sardou (Eier nach Sardou) nannte sich der Koch, der gleichzeitig ein Dichter war, voll stolzer Freude, und seine Freunde behaupteten, er habe hinzugefügt, er wünsche nur, daß ihm jedes Theaterstück auch so gut gelänge, wie dieses Gericht.

Aber auch berühmte Musiker und Schauspieler, Sänger und Komponisten liebten es sehr, wenn sich auf ihrem Mittags- oder Abendtisch gut zubereitete Eiergerichte befanden. So hielt es der italienische Opernkomponist Rossini keineswegs für unter seine Würde, sich eigenhändig eine kostbare Eierspeise zuzubereiten. Und er soll besonders heiter dahinströmende, liebliche Melodien seiner „Diebischen Elster" und seines „Barbier von Sevilla" niedergeschrieben haben, nachdem er langsam und mit Genuß die von ihm zubereiteten, mit einer feinen Pastetenfüllung versehenen und mit Trüffelsauce übergossenen Eier gegessen hätte. Auch sein deutsch-französischer Kollege Jaques Offenbach, der nicht nur ein heute noch hoch geschätzter Komponist sondern auch ein besonderer Feinschmecker gewesen ist, war ein Verehrer frisch gelegter, schöner Hühnereier, und er erfand ein ganz besonderes teures, für die meisten Sterblichen wohl unerschwingliches, aber sicherlich sehr schmackhaftes Eiergericht. Er servierte auf gerösteten Weißbrotschnitten Rühreier, die mit allen möglichen Delikatessen, Sardellen, mariniertem Thunfisch, Krebsschwänzen, feinen Kräutern und Gewürzen vermischt waren. Endlich möge noch das Rezept einer berühmten Frau an dieser Stelle seinen Platz finden. Eleonora Duse, die geniale italienische Schauspielerin, deren Name auch heute noch in der ganzen Welt weiterlebt, erfand eine Eierspeise, die sich mit den Gerichten ihrer männlichen Künstlerkollegen wohl messen kann, sowohl was Delikatesse als auch was — den Preis anbelangt: Sie bereitete feine, in Ei geschlagene Makkaroni, übergoß sie mit Tomatenpüree, fügte dieser Mischung etwa ein halbes Dutzend verlorene Eier bei und servierte das Ganze mit einer kostbaren Gewürz- und Kräutersauce.

So hat das Ei in allen Teilen der Welt seine Freunde und Verehrer gefunden. Und wenn an den Ostertagen unsere Kinder jubelnd die bunt bemalten Hühnereier finden und sie als „Ostereier" besonders schmackhaft finden, so wollen wir nicht darüber spötteln und lächeln. Denn viel größere Menschenkinder, Männer und Frauen von Namen und Rang, deren Lebenswerke unvergessen sind, haben sich der Eier bedient und sie mit kindlicher Freude und Lust so sorgfältig zubereitet, bis — ja, bis sie ihnen endlich so gut schmeckten und sie ihre kostbaren Gerichte mit dem gleichen Appetit verzehren konnten wie unsere Kinder ihre billigen, bunten Eier, die der „Osterhase" gelegt hat ... Elke.



Oster-Zensuren!
Das frohe Gesicht der Kleinen läßt auf gute Zensuren schließen.

Aus der Geschichte des Ostereies

Ein Osterfest ohne Ostereier ist uns so undenkbar wie ein Weihnachtsfest ohne Christbaum. Und bekamen früher nur die Kinder zu Ostern buntbemalte Ostereier geschenkt, so ist die Sitte jetzt längst auch auf die Erwachsenen übergegangen; es gibt die herrlichsten Ostereier mit dem verlockendsten Inhalt für groß und klein, und keiner braucht leer ausgehen.

Die Sitte des Eierschenkens ist sehr alt. Man kannte sie in China schon 2000 Jahre v. Chr., da man sich dort bei dem chinesischen Frühlingsfest, dem Tsing Ming, mit hartgekochten bunten Eiern beschenkte. Diese Eier bildeten dann während des Festes die Hauptnahrung, da während der Feiertage kein Feuer angezündet werden durfte.

Den Germanen war das Ei heilig als Symbol der Natur und des Lebens. Auch bei ihnen färbte man die Eier, wenn es besondere Anlässe dafür gab. Sie waren besonders als Opfer für die verschiedenen Götter beliebt, zumal für Donar oder Thor, dem zu Ehren man sie mit Opferblut rot färbte. Auch legte man sie in die Sonne, um ihnen eine gelbe Farbe zu geben. Man benutzte diese Eier aber nicht nur als Opfer, sondern brachte sie sich auch gegenseitig zum Geschenk dar.

Berühmt sind die alten Eier der Perser und Inder, die mit Gold und Silber, Arabesken und Sprüchen geziert waren und wie ein Stück orientalischer Märchenpracht wirkten. Später erlangten dann die Russen eine besondere Kunstfertigkeit im Bemalen von Ostereiern, und zwar blühte dieses Gewerbe besonders um das Jahr 1000. Damals wurden solche Eier vor allem aus der Gegend von Kiew in großen Mengen ausgeführt. Noch heute wird diese Kunstfertigkeit in der Bukowina und in Galizien gepflegt. Es wurden sowohl symbolische Malereien als auch Sprüche oder Bilder darauf angebracht.

Das Ei spielt eine besondere Rolle auch in der Religion der Inder, die von dem gold-silbernen Weltei erzählt, in dem Brahma ein Weltalter hindurch lag, bis er die sieben Schalen sprengte, und aus der goldenen Hälfte die sieben Himmel und aus der silbernen die Erde schuf. Auch Zoroastor kündet, daß der Urstier, das erste Wesen der Schöpfung aus dem Weltei hervorgegangen sei, das er mit seinem Horne sprengte.

Andere Deutungen gibt es, die das Osterei als ein Symbol der Sonne ansehen, während der Hase den Mond versinnbildlicht — glaubte man doch einst im Monde das Abbild des Hasen zu sehen. Den Germanen war der Hase ein Symbol der Fruchtbarkeit, es ist also natürlich, daß sie ihn mit ihrem Frühlingsfest in Verbindung brachten. Man glaubte damals, daß er an diesem Tage im tiefsten Walde buntbemalte Eier legte. Als dieser gute Eierleger ist er auch in das Bewußtsein unserer Kleinen übergegangen. R. G.

Allerlei Osteraberglaube

Von Phönix.

Zwei Hauptfeste enthielt das Jahr der Naturmenschen, zu denen auch unsere keltisch-germanischen Vorfahren zu zählen waren: die Weihnachtszeit, das Gedächtnisfest des neugeborenen Lichtes und Ostern, das eigentliche Frühlingsfest. War das erste Beginn und Verheißung, so war das zweite Erfüllung: Auferstehung allüberall im weiten Reiche der Natur, mit der der damalige Mensch ja viel inniger verbunden war, als der heutige; dankbare Freude über die reichen Gaben, die nun von ihr ausgeteilt wurden, Segen, Leben und neue Fruchtbarkeit: Diese Auffassung spiegelt sich noch in fast allen Gebräuchen, die in oft sehr entstellter Form sich erhalten haben.

Der Name schon, von der Frühlingsgöttin Ostara herkommend, deutet auf diesen Sinn: Und die meisten Symbole des Festes, wie Feuer, Wasser und Ei sind Sinnbilder zeugender Lebenskraft. Besonders in Norddeutschland finden wir noch die Sitte der Osterfeuer, ähnlich in der Bedeutung unserer Sonnwendfeuern, also von einem einstigen Lichtkultus herkommend. Auf Bergen und Hügeln werden Holzstöße entzündet; soweit ihr Rauch reicht, soll die Feldfrucht vom Wetter unbeschädigt bleiben, meint man in Franken. Im Harz hetzt man vor dem Entzünden des Feuers Eichhörnchen im Wald, wirft mit Steinen nach ihnen und fängt sie ein; das rote Tierchen ist dem Donar heilig gewesen. Hier sehen wir eine durch das herrschende Christentum bewirkte Umkehrung des Verhaltens gegen das einst geweihte Tier. In Westfalen reiht sich die Gesellschaft um das Feuer. Einer schlägt mit einem in ein Tuch gebundenen Stein jeden Teilnehmer und sagt dabei: „Kuk di nit um, das Fürchen, das kömmt!" Aus diesem Rest eines heidnischen Gebrauches dürfte unser Plumpsackspiel entstanden sein. Meister Reinecke, der Rote, war ja auch ein Tier des gewaltigen Donnergottes, der der Gemahl Oastaras war.

An diesen ganzen Komplex knüpft auch die katholische Feuerweihe an, die am Karsamstag stattfindet. Neues Feuer wird entzündet, vorher werden alle kirchlichen Lichter verlöscht. In Bayern wird nun das Osterfeuer oft mit diesem heiligen Feuer entzündet. Darin wird eine Puppe, der Judas geheißen, verbrannt. Wahrscheinlich ein Anklang an das Verbrennen des Winters, der in vielen Gegenden noch im Spielen und Liedern als besiegter Feind des Lenzes ausgejagt oder verbrannt erscheint. Kohlen aus solchem geweihten Osterfeuer bewahren die Schweizer sorgfältig als Gewitterschutz auf. In Westfalen macht man vom Pulver dieser Kohlen mit Fett eine Salve, angeblich gut gegen den Rotlauf. Schon im 9. Jahrhundert finden wir das kirchliche Osterfeuer in Deutschland, von wo aus es sich verbreitet hat.

Rot und Gelb, in den Sonnenfarben, schimmern die angeblich vom Osterhasen gelegten Eier. Daß der allgemeine Glaube diesen schönen Bewohner unserer Fluren zum Eierproduzenten macht, rührt daher, daß er Ostaras Tier gewesen ist. Sollte die sprichwörtliche Fruchtbarkeit des Hasen ihn außerdem zu dieser Rolle bestimmt haben? Das Ei als Ursprung aller Dinge findet sich in sehr vielen Mythen der verschiedensten Völker. Hasenteiche und Hasenbrunnen galten als Ursprungsorte der Kinder. Bei den Deutschen ward z. Zt. ihres Heidentums der Hase nicht gegessen. Er war eben heilig, ein Tabu-Tier, ein elbisches Wesen. Erst später konstruierte man biblische Gründe, um seinen Genuß zu verpönen. Allgemein war der Glaube an die Zauberkraft der Ostereier. Selbst ihren Schalen und dem Wasser, in dem sie gekocht wurden, schrieb man zauberische Kräfte zu.

Neben Ei und Feuer finden wir in hunderten von Bräuchen und Meinungen das dritte lebenspendende Element: das Wasser. Ueberall meint man, bei Sonnenaufgang am Ostermorgen aus fließendem Wasser geschöpftes Naß, sei heilbringend, habe segensreiche, magische Kraft, schütze vor Krankheit, besonders der Augen und halte Ungeziefer ab. Es hat jedoch keine Kraft, wenn der Schöpfende angeredet wurde. Genau wie beim Feuer, wurde auch diese Anschauung von der Segenkraft und Heiligkeit des Wassers aus den Naturreligionen ins Christentum übernommen. Die Kirche weiht zu Ostern das Weih- und Taufwasser. In Brandenburg werden die Pferde mit Osterwasser gewaschen; in Thüringen und dem Vogtland wird auch anderes Hausgetier damit getränkt und besprengt.

An den Ostermorgen knüpfen sich noch andere Bräuche. In Pommern ißt man einen Apfel als Fieberschutz, in Oldenburg enthält man sich des Fleisches, um das ganze Jahr kein Zahnweh zu bekommen. Und die Franken zünden kein Licht an, weil sonst der Flachs nicht geraten würde. Man ersieht aus diesen Betrachtungen, wie interessant es ist, alten Volksbräuchen nachzugehen.



Die Tänzerin
Scherenschnitt von Maria Tecklenborg.

Oster-Humor

Der Patient erwachte mitten in der Narkose. Er hob ein wenig den Kopf, fand seine Bauchhöhle aufgeschnitten und sah, wie der Arzt mit beiden Händen hineingriff.

Noch ein wenig benommen vom Chloroform, brüllte der Unglückliche:

„Himmlische Güte, was ist los? Suchen Sie etwa Ostereier?"

Der alte Prell ist und bleibt ein Miesnick. Bis an das Kinn in wollene Decken gehüllt, sitzt er daheim in seinem Sessel.

„Aber Herr Prell, schon wieder in schlechter Laune?" fragt ihn ein Besucher.

„Na, soll ich in guter sein? Meine Wohnung ist dem Ostwind ausgesetzt, es pfeift durch alle Ritzen, ich hab' zwölf Grad im Zimmer, meine Tulpen sind erfroren, und der einzige Umstand, woran ich merke, daß der Winter zu Ende geht, ist, daß meine Frau Sommersprossen kriegt."

*

Ich habe einen kleinen Neffen, Willi mit Namen.

Willi ist ein Herzchen!

Im vorigen Jahre zeigte er mir am Ostermorgen ein schönes Marzipanei.

„Kuck mal, Onkel, das hab' ich für Pappan gekauft."

„Das ist aber brav, Willi."

In diesem Moment schiebt Willi das Ei in den Mund, kaut, schluckt und sagt voll tiefer Befriedigung:

„So, nu kann er suchen!"

*

Vor vielen Jahren verkehrte ich in der Familie Bileam. In dieser Familie gab es eine Jungfrau, die war von der vorahnenden Natur nach dem Grundsatz der neuen Sachlichkeit gearbeitet: Einfach, solide, ohne jeden überflüssigen Zierat.

Anna hieß sie. Wie denn sonst?!

Einmal, um die Osterzeit, kam ich mit einem Bekannten zu Bileams. Der Bekannte war ein Russe, ein Mann mit Herz und Kultur. Er sah sich Anna an, dachte: Man muß was für sie tun! Ging auf sie zu, packte sie und küßte sie auf beide Wangen.

„Warum tun Sie das?" fragte Anna tödlich erschrocken.

„O, das ist eine russische Sitte. Wir in Rußland küssen zu Ostern jedermann."

Dies Erlebnis liegt weit zurück, wie gesagt. Im vorigen Frühjahr traf ich Frau Bileam auf der Straße.

„. . . Na, und wo ist Anna, gnädige Frau?"

„Ach, die ist nicht hier — die fährt alle Ostern nach Rußland!"

*

Kurz ehe der zerstreute Professor endgültig aus den Annalen des Witzblattes schied, ging er am Ostermorgen in eine Fischhandlung und fragte:

„Kann ich eine Edeltanne und ein Dutzend Kerzen bekommen?"

Die Dame und der Bettler

Von Roland Marwitz.

Obgleich noch eine ganze Anzahl Tische unbesetzt war, hatte sie an dem unseren mit freundlichem Lächeln Platz genommen. „Man hört hier die Musik so schön", sagte sie, und, als wir nichts erwiderten: „Außerdem sitze ich nämlich hier immer."

Der Kellner hatte ihre Bestellung angenommen und kehrte nun mit einer Portion Kaffee und einem Kuchenteller, auf dem diverse Tortenstücke in einem gewaltigen Schlagsahnenberge versanken, zurück. Sie bemerkte unser Lächeln. Ihre kleinen, wohlgepolsterten Finger ließen den Löffel los. „Ja, meine Herren, das leiste ich mir zuweilen. Es ist aber auch Selbstverdientes, womit ich's bezahle." Wir hatten keinerlei Neigung, in ein Gespräch mit der Dame zu kommen, aber trotz unseres Schweigens fuhr sie fort: „Wissen Sie: wie ich mir das verdiene, das könnte jeder tun. Also es kommen doch so viele Bettler jetzt, nicht wahr? Also zu uns immerfort. Einmal hab' ich etwas gegeben, voriges Jahr, und der Mann muß es dann allen anderen weitergesagt haben. Denn mein Mann sagt, die Bettler sind alle organisiert. Und nun klingelt's bei uns jeden Tag. Dann seh' ich durch das Loch an der Tür, und wenn's ein Bettler ist, dann mach' ich erst gar nicht auf, nicht wahr? Aber dann steck' ich jedesmal 5 Pfennig in ein Sparkästchen. Und wenn's ein alter Mann ist, der draußen steht, so einer, wissen Sie, der einem eigentlich leid tun könnte, dann steck' ich 10 Pfennig rein. Also das Geld ist dann einfach nicht mehr da. Das ist so fort, als wenn ich's wirklich gegeben hätte. Wenn dann die Büchse voll ist, dann leist' ich mir mal was Gutes. Es ist doch selbstverdient, nicht wahr?" — Sie tupfte mit einem zarten Tüchlein etwas Sahne aus dem Mundwinkel und sah uns erwartungsvoll an. Wir antworteten noch immer nicht. Sie schien unser Schweigen mißzuverstehen. Die Musik spielte den Marsch aus „Rienzi". Ihre fettig-freundlichen Züge verklärten sich. Sie schob den Rest der Nußtorte in den Mund. „Ach, ich schwärme für Wagner. Mein Man sagt immer: Ehrt eure deutschen Meister!"

In diesem Augenblick schob sich eine wunderliche Gestalt durch die Drehtür des Cafees. Es war ein kleiner, ausgemergelter Mensch, mit einer Haut, die wie abgeschabtes Leder glänzte, mit einer Stahlbrille vor den großen, dunklen Tieraugen und mit Händen, die wie eines Blinden Hände in den Raum tasteten. Er näherte sich unserm Tisch. Plötzlich aber blieb er stehen. Seine Augen weiteten sich angstvoll; er starrte, ohne zu weichen, auf den Kellner, der mit großen Schritten vom Büfett heraneilte. Unsere Tischnachbarin hatte den Vorgang mit ihren blanken Vogelaugen genau beobachtet. Hastig nestelte sie an ihrem Handtäschchen und als der Kellner unsern Tisch passierte, rief sie ihn an. „Geben Sie das dem Mann", sagte sie. Der Befrackte bremste. Auf der Marmorplatte lag, diskret gefaltet, aber doch deutlich erkennbar, ein Zehnmarkschein. „Irren gnädige Frau auch nicht?" Mit strahlendem Lächeln schüttelte sie verneinend den Kopf. Der Kellner nahm den Schein, war in zwei Schritten bei der schäbigen Gestalt und drückte die Banknote in die vorgestreckte, wie ein verdorrtes Blatt an dürrem Aste schwankende Hand. Wortlos, seine Augen starr auf die Geberin gerichtet, schritt der Beschenkte rückwärts zur Tür, deren gläserne Flügel ihn hinausschaufelten, wo die dunkle Nässe der Straße ihn sogleich aufsog.

Kaum war er verschwunden, als unsere Nachbarin trotz der feierlichen Musik ihres Lieblingskomponisten in lautes Gelächter ausbrach. „Das war die Strafe, die gerechte Strafe!" rief sie ein über das andere Mal, während immer wieder kleine Lachwellen sie am Sprechen hinderten. Wir verstanden sie nicht.

„Also, Sie wissen nicht...? Also, meine Herren, also der da, der eben, das war nämlich derselbe, dem ich mal etwas gegeben habe. Genau hab' ich ihn wiedererkannt. Also wissen Sie, der's dann all den anderen weitergesagt hat, der ganzen Organisation, daß sie bei mir betteln sollen, der war das!" Wir verstanden noch immer nicht. „Nun", sagte ich, „dann haben Sie ja glühende Kohlen auf das Haupt dieses Sünders gelegt!"

Sie lachte wieder. „Nicht wahr, glühende Kohlen! Der wird Augen machen! Also nicht einmal der Ober hat gemerkt, daß der Schein falsch war."

„Falsch?"

„Natürlich. Haben Sie es auch nicht gesehen? Also hier..." — sie hatte ihre Handtasche erneut geöffnet. — „In der Drogerie hab' ich's zubekommen. Ein ganzes Bündel. Sehen von vorn aus wie echte, nicht wahr?" Sie wendete einen der Reklamescheine. Auf seiner Rückseite war zu lesen, daß der Käufer bei Einkauf einer bestimmten Paste Unsummen zu sparen in der Lage sei. „Ist es nicht eine fabelhafte Reklame?" fragte sie.

Wir zahlten. Als der Kellner mit uns abgerechnet hatte, ließ die Dame ihren Teller fortnehmen. „Ober, nun bringen Sie mir ein Fürst-Pückler, aber mit extra Sahne!"

Die Musik spielte „Lohengrin". Ihre Augen schmachteten den Kapellmeister an; so merkte sie gar nicht, daß wir grußlos gingen.



Eine Hoffnung der deutschen Bühne

Hilde Gebühr, die Tochter des Fridericus-Darstellers Otto Gebühr. Von ihrem Vater hat sie schauspielerisches Talent geerbt, das auf der Theaterschule in Düsseldorf ausgebildet wurde. Jetzt ist sie in ihrem ersten Engagement am Stadttheater in Nürnberg tätig.

Blutige Rache eines Blumenmädchens

Frei nach dem Chinesischen von Albert Ehrenstein.

Im Dorfe Düngerhausen, anmutig gelegen inmitten der Provinz Soundso, lebte irgendwann ein Mann, namens Tschang. Er trieb, wie ihr, Handel mit allerlei Dingen und Undingen, und da er eines Tages dieser wichtigen Geschäfte wegen von den heimatlichen Ufern in die Kreisstadt Mankenntsich reisen mußte und dort die Nacht schneller hereinbrach als auch nur der kleinste Gewinn, suchte er Obdach in der geringen Herberge „Glanzpalast des wandernden Vogels". Aber sie strotzte schon von lärmenden Menschen, kein Gemach schien frei. Zufällig entdeckte er in einer Seitennische ein wohlversperrtes Zimmerchen, scheinbar unbewohnt, die Tür spinnwebgesättigt. Tschang rief den Wirt: „Dicker Herr, warum öffnet ihr mir nicht diese Kammer?" Der Wirt: „In diesem Verschlag, verehrter Gast, hausen etliche Geister oder Teufel, ich erkühne mich keineswegs, darin irgendwen zu beherbergen." Tschang: „Ach was! Und wenn Füchse oder Dämonen steckten, was gehen die mich an, sollte ich mich etwa gar vor Toten fürchten?!" — Der Wirt verlor kein Wort mehr, willigte ein, die Tür aufzusperren, nahm Lampe und Kehrbesen, und übergab beides dem Gast. Tschang schritt in das Zimmer, stellte die Lampe standhaften Mutes auf den Boden und ließ ihr Licht so hell wie möglich erstrahlen.

Mitten im Zimmer prangte eine zerbrochene Bettstelle, auf der ein großer Vorrat des allerbesten Staubes in dicken Haufen aufgespeichert lag. Tschang ergriff tapfer seinen Besen, fegte die Bettstatt rein, schlug dann die Bettdecke zurück, ließ sich zur Belohnung für diese Unerschrockenheit Reis und Reiswein bringen, verzehrte das und legte sich furchtlos, bei verschlossener Tür, nackt zur Ruhe nieder.

In einer Art von Traum schaute er eine Frau von überirdischer Schönheit, die lächelnd vor ihm stand. Aber als er, nach Wolken und Regen, erwachte, lag — dies scheint sonderbar, die Dame noch an seiner Seite, wie im Traum.

Tschang, als ein höflicher Kaufmann, fragte sie verbindlich, wer sie sei. Sie ließ die Antwort fallen:

„Ich bin das Weib eines Nachbarn. Sintementalen mein Mann verreist ist, fürchtete ich gar sehr, all die Weilen allein zu sein. Zur Zeit sprechen Sie besser kein überflüssiges Wort, späterhin werden Sie alles Unnötige erfahren."

Mit dem Hellerwerden des Tages schwand das seltsame Weib. Die Nacht hernach kam sie wieder. Bis der Wirt, einmal verwundert ob des Kaufmanns trotz schlechter Geschäfte guter Laune, in zufälligem Gespräche des Umstandes gedachte, daß sich vor Zeiten in Tschangs Zimmer eine Frau erhängt habe und sich seither oft bemerkenswerte Dinge darin ereigneten. — „Jetzt aber," fügte der Wirt beschwichtigend hinzu, „scheint ja alles ganz ruhig zu sein." — Den Kaufmann aber verließ diese Jugenderinnerung seines Zimmers keineswegs, und als die Nacht herabsank und mit ihr das Weib, stellte er es vor die Worte: „Der Wirt dieser Herberge deutete mir an, in meinem Zimmer gehe der Geist eines Weibes um, das diesem Leben vorzog, sich zu erhängen. Im vermute—"

Ohne das geringste Zeichen von Verwirrung, ohne Verlangen, die Wahrheit zu verbergen, antwortete die Dame: „O, du mein Nachttrost! In der Tat: ich tötete mich — und keinen anderen! Also kannst auch du ganz außer Sorge sein, da es durchaus nicht meine Absicht ist, dir weh zu tun." Tschang bat sie um die Geschichte ihres Lebens. Die Frau erzählte:

„Früher war ich ein Blumenmädchen, noch früher nannten meine Eltern mich Mu. Mein Rang war Nummer Zweiundzwanzig, deshalb nannte man mich gewöhnlich Neenurh. Ich liebte einen Mann aus deinem Dorf, wir standen im traulichsten Verhältnis zueinander. Dieser Mensch, namens Jang, versprach mir, mich zu heiraten und in sein Heim zu nehmen. Im Vertrauen darauf gab ich ihm mein kleines Privatvermögen: hundert Goldstücke, den Angstschweiß meiner unerfahrenen Jugend. Der Elende schwand aber mit dem Gelde dahin, und als der Kerl nach drei langen Jahren noch immer nicht zu mir zurückgekehrt war, versuchte die Besitzerin des Hauses meine Liebe zu knechten: sie zwang mich, einen anderen Burschen anzunehmen. Ich war ein trauriges Blumenmädchen gewesen, nun gar die tiefe Liebe schuf mich anders — da ich keinen Ausweg mehr wußte, lästigen Bewerbungen zu entgehen, nicht stark genug war, die Leiden, die mich niederwarfen, auszuhalten, erhängte ich mich und starb.

Dies Haus, wo einst meine Eltern gewohnt, wurde an fremde Leute verkauft, die es in eine armselige Herberge verwandelten. In früheren Zeiten, in den Tagen der Kindheit, war dies mein Zimmerchen gewesen, und da meinem Leib mein Geist noch nicht nachgestorben ist, pflege ich es zu besuchen wie ehedem. Jang ist aus deinem Dorf? — Kennst du ihn? Wo lebt er? Was treibt er?"

Tschang: „Voriges Jahr verzog er in die Hauptstadt des Lärms, nahm dort Wohnung am Südtor, hat geheiratet und einen Laden eröffnet. Ein gutes Geschäft! Er hat zweiundzwanzig Diener." Neenurh seufte tief auf, sprach aber kein Wort.

Erst zwei Tage später, als Tschang heimkehren wollte in sein Dorf, raffte sie sich aus dem Schweigen auf: „Ich habe ein starkes Verlangen, lieber Freund, dir zu folgen und mit dir zusammen zu leben, aber ich weiß noch nicht, ob auch du das magst?"

Tschang: „Oh! Wenn du imstande wärst, mich zu begleiten, was sollte ich dagegen haben?!" — Neenurh: „Würdest du wohl so lieb sein, ein kleines Holztäfelchen zu besorgen mit der Inschrift „Dies ist die Seelentafel des Geistes von Fräulein Neenurh". Du kannst das Täfelchen leicht in deine Reisetasche stecken; wenn du es dann herausnimmst und mich rufst, werde ich dir stets sofort erscheinen."

Tschang versprach, all dies genau zu befolgen, um so mehr, als Neenurh hinzufügte: „Ich habe fünfzig Silbertaels unter diesem Bett vergraben. Niemand weiß das. Ich schenke sie dir."

Tschang riß lustig den Boden auf und fand tatsächlich einen Krug, gefüllt mit fünfzig Silbertael. Und über dies gütige Mädchen, das noch nach ihrem Tode für ihre Liebsten verschwenderisch sorgte, ward sein Herz froh und guter Dinge, und doppelt freudig verging ihm diese Nacht, mit der Aussicht, in seinem Heimatdorf bald einen Laden eröffnen zu können.

Am nächsten Morgen besorgte er das hölzerne Seelentäfelchen und versah es mit der Aufschrift. Dann versteckte er es gut, nahm vom Wirt Abschied und eilte heimwärts.

Bald hatte er das anmutig gelegene und als Landaufenthalt beliebte Dorf Düngerhausen erreicht, trat in sein Haus und erzählte freudestrahlend seinem Weib das Abenteuer. Die gute Hausfrau war anfangs mit den mancherlei nächtlichen Vorfällen nicht eben so ganz zufrieden, aber als sie die fünfzig leibhaftigen Silbertael erblickte, kehrte ihre als einer pflichtbewußten Kaufmannsfrau bessere Laune zurück, und der Laden der Zukunft vertrieb jede Spur von Mißbehagen.

Tschang hatte das Seelentäfelchen der Neenurh vor die östliche Wand gestellt, sein Weib ergriff es im Scherz und rief den Geist an. Und siehe da: im hellen Tageslicht spazierte Fräulein Neenurh hervor und machte der erschrockenen Frau vom Haus eine tiefe Verbeugung. Als sich die Kaufmannsfrau aber ein wenig an den Anblick des freigebigen Gespenstes gewöhnt hatte, verlor sich die Furcht gänzlich.

Nach ungefähr zehn Tagen meinte Neenurh zu Tschang: „Ich vergaß dir noch zu sagen — ich habe in der Hauptstadt des Lärms eine alte Schuld außenstehen, vielleicht tust du mir den Gefallen und treibst sie mit mir ein?" — Kaufmann Tschang, in der Hoffnung für sich selbst Nutzen daraus zu ziehen, sagte sofort zu. Er mietete ein Blumenboot und stellte das hölzerne Seelentäfelchen sorgfältig mitten hinein. Nachdem sie einige Tage stromabwärts gefahren waren, gelangten sie an das Südtor der Hauptstadt des Lärms, und Neenurh sagte: „Ich werde jetzt in Jangs Wohnung gehen, die alte Schuld einfordern."

Tschang wollte sie eben noch fragen, was sie damit meine, als sie sich bereits auf dem Lande befand. Er folgte ihr und sah sie ganz deutlich in einen Laden treten, der, als er ihn näher besah, in der Tat zum Hause Jangs gehörte. Er wartete eine Zeitlang — sie kam nicht wieder.

Plötzlich sah er die 22 Diener Jangs in einem unerklärlichen Zustand von Angst und Schrecken — gleich darauf hörte er ein klägliches Schreien und Weinen. Tschang fragte, fragte, bis ein Ladendiener Jangs herausgeheult kam: „Ach, mein Herr Jang war so gesund, es hat ihm nie nichts angefochten, bis ihm auf einmal irgendein verwünschter Geist oder Teufel entgegentrat — das Blut stürzte ihm aus allen neun Oeffnungen des Leibes: er ist tot!" — Tschang zweifelte nicht — Neenurh hatte den Jang getötet! Tschang schlich ganz still nach seinem Boot, ergriff das Seelentäfelchen, rief ungestüm den Geist an, aber der ließ sich weder hören noch sehen. Tschang begriff endlich: die alte Schuld in der Hauptstadt bestand in der Rache, die das Weib an Jang noch auf Erden nahm, zur Strafe für seine lieblose Geldgier.

Lies diese Geschichte von der sittlichen Forderung, von Jang und Neenurhs grausamen Benehmen und dem Schicksal, das beide ereilte — und du wirst finden, daß der Himmel den herzlosen Liebhaber seiner selbst und des Geldes niemals beschützt. Wir haben dir soeben erzählt, wie Fräulein Neenurh selbst im Tode nicht ruhte, bis sie die ihr zugefügte Untat tödlich geahndet hatte. Wir erwähnten auch, daß ihr Geist sie wirklich rächte. Das Letztere ist sehr seltsam und kann durchaus nicht verbürgt werden.

Die Geschichte einer Tasse Kaffee

Von Karl Lovaszy.

Der Kellner stellte den Kaffee auf den Tisch und ging wieder fort, der Kaffee aber begann zu sprechen:

„Ich sehe, verfluchter Gast, wie sich deine Mundwinkel, während du dich an meiner lichtbraunen Farbe ergötzest, zu einem Lächeln verziehen. Bevor du noch mit deinen gierigen Krallen den Henkel der Tasse ergreifst, um mich hinunterzuschlürfen, damit ich für immer und spurlos auf dem finstersten Grunde deines Magens verschwinde, höre noch all die Klagen und Vorwürfe an, die in mir verborgen sind.

Die Milch, die in mir enthalten ist, stammt von einer rotgefleckten Schweizer Kuh, von einer Mutterkuh, die auf der Weide kläglich nach ihrem daheimgebliebenen Kalb brüllte, aber niemand erhörte ihre mütterlichen Klagen. Nicht einmal der Hirt, der ihr mit seinem Stab einige tüchtige Hiebe auf den Rücken versetzte, sein Hund aber biß sie in das Vorderbein, weil sie melancholisch und über ihr Junges nachsinnend, am Rande des Maisfeldes stehen geblieben war. Die Kuh kam am Abend nach Hause, ihr hungriges Kalb eilte zu ihren Eutern, aber seine rosenrote Schnauze wurde von dem Absatz eines rohen Stiefels weggestoßen, denn die Milch war für dich nötig, damit du heute nachmittag ruhig deinen Kaffee trinken kannst.

Den alten Neger streckte die Ohrfeige des gestrengen Farmers zu Boden. Auch er bekam tüchtige Fußtritte, damit er sich beeile, seine Tagesarbeit zu vollenden; die verstreuten Kaffeekörner, aus welchem der schwarze Sud zu deinem Kaffee zubereitet wurde, benetzte der kaffeebraune Alte mit seinen Tränen, und er gedachte seufzend der auf dem hohen Wipfel einer Kokospalme verbrachten sorglosen Jugendzeit...

Und es klagt auch die Zichorie, deren Wurzel dem Bohnenkaffee beigesetzt wurde, denn als man sie aus der Erde herausriß, verletzte sich mit ihr eine Arbeiterin den Finger, daß er blutete.

Eine leise erklingende Dorfglocke war einst die Kanone, die man, nachdem sie menschliche Arme und Beine zerfetzt hatte, wieder einschmolz, und es wurde daraus jener Kessel angefertigt, in welchem aus der süßen Sahne der vor dem hungrigen Kalbe gemolkenen Milch der Mutterkuh ein fester Schaum geschlagen wurde, um deinen Nachmittagskaffee hübscher, appetitlicher und geschmackvoller zu machen.

Nun aber los! Packe die Tasse beim Henkel, hebe sie hoch und leere sie bis auf den Grund — wenn du kannst!"...

So sprach der Kaffee, und ich ließ ihn unberührt auf dem Tisch stehen.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Mezei.)

♜ SCHACH-ECKE ♜

Lösung der Aufgabe Nr. 51.

Dr. Zepler. Matt in vier Zügen. Weiß: Kg6, Lh7, Sd7 (3). Schwarz: Kh8, Ld2, Bc5, c4, f6, e5, e4 (7).

1. Sd7—f8 Ld2—h6 (oder Ld2—g5, f4, e3 oder c4—c3). 2. Sf8—e6 nebst 3. Se6—d8 und 4. S8—f7 matt; 1... Ld2—5 (b4, c3, e1) oder c4—e3. 2. Kg6—f7 nebst 3. Lh7—g8 und 4. Sf8—g6 matt.

Partie Nr. 52. — Unregelmäßig.

Die folgende Partie wurde beim Turnier um die Pariser Meisterschaft gespielt. Cukiermann gewann den ersten Preis vor Dr. Tartakower.

Weiß: **Cukiermann.** — Schwarz: **Dr. Tartakower.**

1. d2—d4 Sg8—f6
2. Sg1—f3 b7—b6
3. c2—c4 Lc8—b7
4. g2—g3 c7—c5

Das ist hier nicht gut, denn gegen die nachfolgende Einengung durch d4—d5 ist b7—b5 das beste Gegenspiel. Da der b-Bauer aber bereits gezogen hat, hat Schwarz hierfür ein Tempo verloren.

5. d4—d5 e7—e6
6. Sb1—c3 e6×d5
7. c4×d5 b6—b5

Das erweist sich jetzt als verhängnisvoller Zeitverlust.

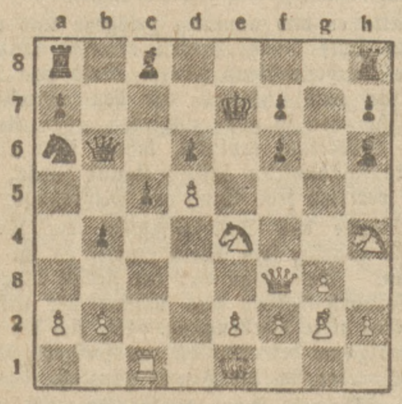
8. Lc1—g5 b5—b4
9. Sc3—e4 d7—d6

Viel besser war Dd8—e7.

10. Lg5×f6 g7×f6
11. Dd1—a4+ Ke8—e7

Sd7 wäre wegen Lh3 (mit der Drohung S×f6+) Lc8 Dc6 noch schlechter.

12. Sf3—h4 Lb7—c8
13. Lf1—g2 Dd8—b6
14. Ta1—c1 Sb8—a6
15. Da4—b3 Lf8—h6
16. Db3—f3! .....



Weiß leitet einen hübschen Schlußangriff ein.

16. ..... f6—f5
17. Tc1—c4 f5×e4

Da der Bauer f5 hängt, bleibt nichts übrig, als das Opfer anzunehmen.

18. Tc4×e4+ Ke7—f8
19. Df6—f6 Lh6—g7
20. Df6—e7+ Kf8—g8
21. De7—e8+ Lg7—f8
22. Te4—e7 .....

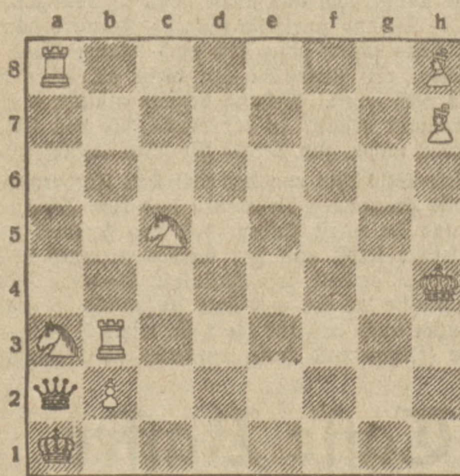
Das Matt auf f7 ist nicht mehr gut zu decken.

22. ..... Lc8—e6
23. d5×e6 Ta8×e8
24. e6×f7+ Kh8—g7
25. f7×e8D+ Kg7—h6
26. Te7×h7+

Schwarz gab auf, denn es folgt im nächsten Zuge Dg6 matt.

Aufgabe Nr 52. — Ayliffe.

Ein Preis, australisches Turnier.



Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Partie Nr. 53. — Nimzowitsch-Verteidigung.

Die folgende Partie wurde im Turnier zu Göteborg gespielt, bei dem Flohr, Lundin und Stoltz den 1. bis 3. Preis teilten.

Weiß: **Berndtsson.** — Schwarz: **Flohr.**

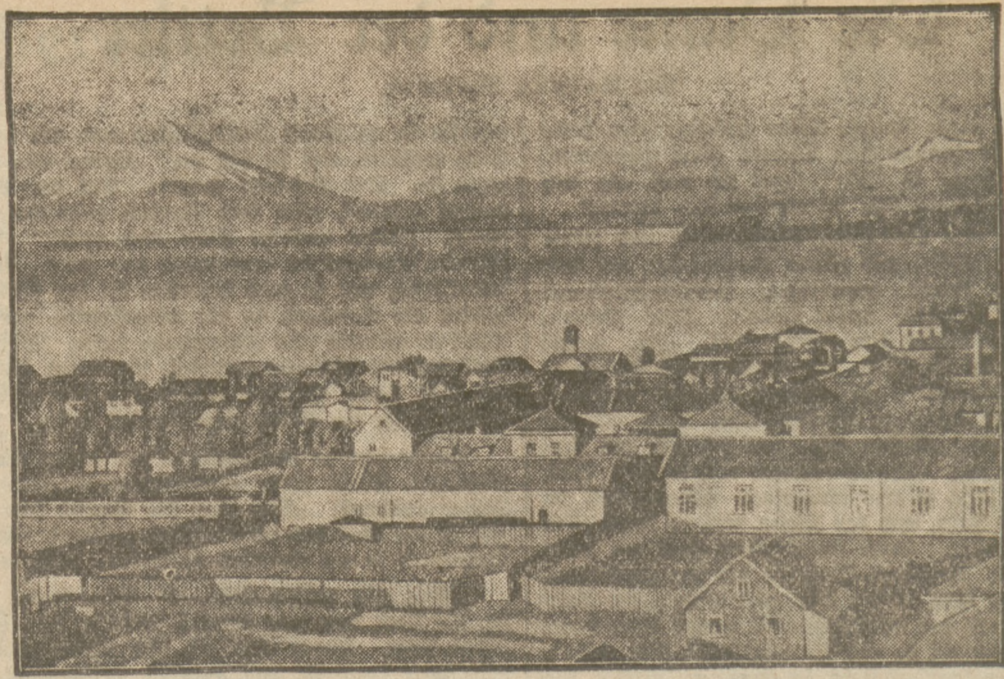
1. e2—e4 Sb8—c6
2. Sg1—f3 e7—e6

Ueblicher ist hier sofortiges d7—d5, um nach e4—e5 den Läufer nach f5 führen zu können. Das von Flohr gewählte System ist sehr beschwerlich.

3. d2—d4 d7—d5
4. e4—e5 Sg8—e7
5. c2—c3 Se7—f5
6. Lf1—d3 Lf8—e7
7. 0—0 h7—h5

Schwarz hat gar kein Spiel und kommt erst nach langwierigen Vorbereitungen auf dem Damenflügel mit c7—c5 zu einigem Gegenspiel.

8. Sb1—d2 b7—b6
9. Tf1—e1 Lc8—d7
10. Dd1—e2 g7—g6
11. Sd2—f1 Sc6—b8
12. Sf1—e3 c7—c5



Eine deutsche Siedlung in Chile

die Stadt Puerto Varas am Llanquihue-See, der seiner zahlreichen deutschen Anwohner wegen auch „Deutscher See" genannt wird. — Das deutsche Element ist in Chile zahlenmäßig schwach, einflußgemäß dagegen recht stark: in den Händen der 23 000 Deutschen, die nur 0.58 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen, befindet sich ein Zehntel des gesamten anbaufähigen Landes, und am Großhandel und an der Industrie ist das Deutschtum in ähnlicher Weise beteiligt. Auch an dem geistigen Aufbau des Landes haben die deutschen Einwanderer hervorragenden Anteil gehabt, und die Tätigkeit der deutschen Professoren, Aerzte, Apotheker, Lehrer und Offiziere, die noch jetzt in Chile wirken, wird von Regierung und Bevölkerung dankbar anerkannt.

Endlich ist es erreicht. Aber jetzt braut sich auf dem Königsflügel ein Unwetter zusammen.

13. Se3×f5 g6×f5
14. Lc1—f4 c5—c4

Das ist schon notwendig, denn eine Linienöffnung durch c3—c4 könnte verhängnisvoll werden.

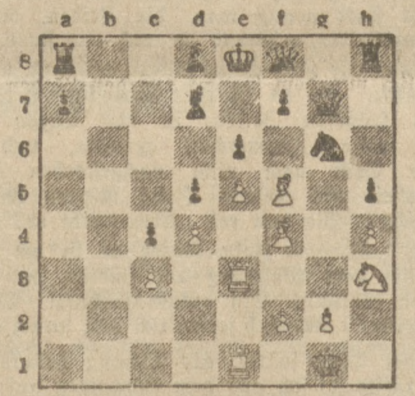
15. Ld3—c2 Sb8—c6
16. De2—e3 b6—b5
17. Sf3—g5 Dd8—a5
18. h2—h4 Le7—d8
19. De3—g3 Sc7—e7
20. Sg5—h3 b5—b4
21. Te1—e3 b4×c3
22. b2×c3 Da5—a3
23. Ta1—e1 Da3×a2

Schwarz hat einen Bauern gewonnen, muß aber dafür einen heftigen Angriff über sich ergehen lassen.

24. Lc2—b1 Da2—a3
25. Dg3—g7 Se7—g6
26. Lb1×f5! .....

Nimmt Schwarz den Läufer, so folgt e6 L×e6 T×e6 usw.

26. ..... Da3—f8



Weiß gewinnt jetzt auf elegante Weise einen Bauern.

27. Dg7×g6! f7×g6
28. Lf5×g6+ Df8—f7
29. Lg6×f7+ Ke8×f7
30. Lf4—g5 Ld8×g5
31. h4×g5 a7—a5

Schwarz muß seine einzige Chance, den freien a-Bauern, zur Geltung bringen.

32. Sh3—f4 Kf7—g7
33. Te1—b1 Th8—b8
34. Tb1—a1 a5—a4
35. Sf4×h5+ Kg7—g6
36. Sh5—f6 Ld7—c6
37. f2—f4 a4—a3
38. Te3—h3! a3—a2
39. Th3—h6+ Kg6—g7

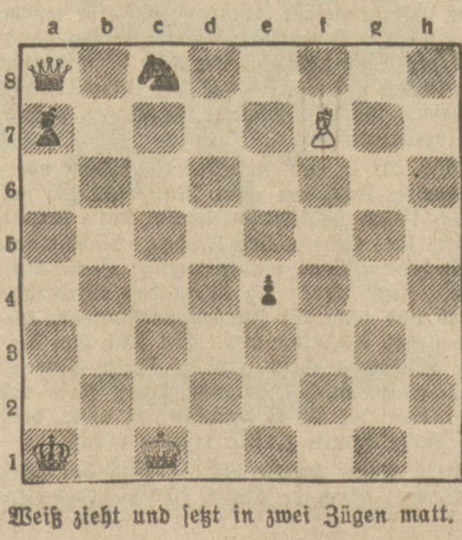
Nach Kf5 würde Tf1 nebst g2—g4 matt folgen.

40. Sf6—h5+ Kg7—g8!
41. Sh5—f6+ Kg8—g7
42. Sf6—h5+

nebst Unentschieden durch ewiges Schach. Warum Weiß diese interessante Partie jetzt eigentlich remis hält, ist unverständlich. Mit 42. g6 nebst Th7 hätte er noch recht gute Gewinnchancen gehabt.

Aufgabe Nr. 53. — Gugel.

Die Schwalbe.



Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.



Osterkreuzworträtsel



Wagerecht: 1. Amtstracht, 4. Knabenname, 5. Gesangsstück, 6. Leuchtsignal, 10. Stadtteil von Konstantinopel, 11. Präposition, 12. Stadt in Italien, 14. Kurort in der Schweiz, 16. Nebenfluß des Neckar, 17. Ruf in höchster Seenot, 18. berühmte italienische Schauspielerin, 20. schottisches Königsgeschlecht, 22. Pelzwerk. — **Senkrecht:** 1. zerfallenes Bauwerk, 2. lyrische Dichutngsform, 3. Name von Ostseebuchten, 6. Nahrungsmittel, 7. spanische Flotte, 8. Hafenmauer, 9. französischer Geschichtsschreiber, 13. Vogelbehausung, 14. Spielkarte, 15. Teil des Herdes, 19. schweizerischer Kanton, 21. bekannter deutscher Flieger.

Gedankentraining „Der ratlose Osterhase"



Wieviel Ostereier muß der Osterhase bringen, wenn jede zu diesem Bilde gehörende Person ein Osterei erhalten soll. Der Osterhase weiß es nicht. Können Sie ihm helfen?

Auflösung des Gedankentrainings „Wintersport"

Die fünf Unmöglichkeiten oder Unwahrscheinlichkeiten sind: 1. Alle Skiläufer haben ihre Schneeschuhe verkehrt angeschnallt, 2. kein junges Mädchen treibt heute noch in einem langen Kleide Sport, 3. bergauf kann man keinen Skisprung machen, 4. das Stativ der Kinokamera hat nur zwei Beine, 5. im Winter weiden keine Kühe auf den Bergen.

Zukunft hat. Durch die Eingemeindung aber, würde die Gemeinde bedeutungslos werden und von Königshütte als eine Kolonie, ähnlich, wie Klimsawiese, betrachtet werden. Nach einer lebhaften Aussprache wurde eine Entschließung angenommen, wo gegen die Eingemeindung stärkster Protest eingelegt und von den Behörden unter Umständen eine Abstimmung gefordert wird Diese soll beweisen, daß 99 Prozent der Bürgerschaft gegen die Eingemeindung ist und darum dieser Gehör geschenkt werden soll.
m.

Siemianowitz

Die Kameradschaft einst und jetzt.

Unter Kameradschaft versteht man die Zusammenschließung einer Gruppe von Menschen, die „Freud und Leid“ gemeinsam teilten. So nannten sich die ersten Kumpels in den früheren Zeiten, als die ersten Kohlengruben erbaut wurden. Ein jeder Kumpel, der in die Tiefe des Schachtes stieg, war ein Kamerad des andern. Sie arbeiteten gemeinsam und keiner hegte eine Mißgunst gegen den anderen. Wie sieht aber die Kameradschaft gegenwärtig aus? Sie kommt in den Gruben nur noch bei Unglücksfällen zum Vorschein. Da erwacht noch das kameradschaftliche Gefühl, als es gilt, Arbeitskollegen aus seiner bedrängten Lage zu helfen. Auch die Beamten zeigen Mitleid dem Arbeiter gegenüber an Unglücksfällen, das kann man aber als Kameradschaft schlecht nennen, denn das ist die Angst vor der Verantwortung. Eine wirkliche Kameradschaft sieht man heute nicht mehr. Die Kumpels von heute unterscheiden sich wesentlich von den Kumpels von damals. Ein jeder trachtet nur den anderen zu schädigen. Das Kapital hat es mit dem Antreibersystem verstanden, die Kameradschaft unter den Kumpels in den Gruben zu zerstören. Arbeiter werden zu Antreibern befördert, die nach kurzer Zeit vergessen, wie schwer die Arbeit ist. Die Gewerkschaften, die können noch dazu was beitragen, damit die Kameradschaft in den Gruben erhalten bleibt. Es gibt auch unter den Gewerkschaftsführern keine Einigkeit, also keine Kameradschaft und das machen sich die Kapitalisten zu Nutze, indem sie ein Angriff nach dem anderen gegen die Errungenschaften der Arbeiterklasse, die in der Zeit, wo noch kameradschaftliche Gefühle in der Arbeiterklasse steckten, errungen wurden. Nun Kumpel, willst du, daß sich deine Lage bessert, so mußt du dafür Sorge tragen, daß in deiner Gewerkschaft und in der Grube die Kameradschaft platzgreift. Nur, wenn sich die Arbeiter gegenseitig schätzen werden, sind sie im Stande, den Kampf aufzunehmen und ihre Rechte zu wahren. —a.

„Musterverhältnisse“ in der Gemeinde Baingow.

Seit die Sanacja in Oberschlesien „modern“ geworden ist, passieren in manchen Gemeinden Dinge, die früher nicht gekannt waren. In Baingow liegen die Dinge besonders kraß zu Tage. Hier hat sich der Gemeindegewaltige mit seinem Sekretär verbunden und kämpfen beide gemeinsam gegen die Gemeindevertreter. Durch diesen Kampf sind die Gemeindegeschäfte selbstverständlich ins Stocken geraten, was ja begreiflich ist. Der Haushaltsplan kann nicht ordnungsmäßig erledigt werden und man pflegt es auch damit in der Gemeinde nicht ganz ernst zu nehmen. Der Gemeindevorsteher maßt sich den Gemeindevertretern gegenüber Rechte an, die ihm nicht zustehen. Er diktiert den Gemeindevertretern Geldstrafen zu und schließt sie aus dem Gemeinderate für längere Zeit aus. In einem Falle hat er einen Gemeindevertreter für ein ganzes Jahr ausgeschlossen. Allerdings hat man in Bittkow mit der Entfernung der mißliebigen Vertreter den Anfang gemacht, aber in Bittkow wurde der Ausschluß, wenigstens auf Beschluß des Gemeinderates und nicht durch Anordnung des Gemeindevorstehers durchgeführt. In Baingow macht das der Vorsteher. Das sind unerhörte Zustände, daß ein Gemeindebeamter gewählte Vertreter eigenmächtig aus dem Gemeinderate entfernt. Das steht in keinem Gesetze, ist auch unzulässig. Hier muß die Starostei eingreifen und den Gemeindegewaltigen belehren, daß wir zu Westeuropa gehören.

Hohenlohewerke reduzieren Beamte. Nach der Einstellung der Georggrube wurden die Beamten auf die anderen Gruben und Werke verteilt. Das war nur zum Schein gewesen, denn die Absicht bestand schon damals, dieselben auf die Straße zu setzen. Die meisten kamen auf die Kramersglückgrube, die im Herbst vorigen Jahres ebenfalls eingestellt wurde. Nun mußte wiederum eine Versetzung erfolgen. Und hier bot sich die beste Gelegenheit, die Leute auf die Straße zu setzen. Einige erhielten sofort eine Kündigung und brauchten nicht mehr zu kommen. Ein anderer Teil hat gleich nach dem Diensteintritt die Kündigung erhalten. Gegen eine Reduzierung von Beamten haben wir nichts dagegen, denn wenn man Arbeiter reduziert, warum sollen auch nicht Beamte reduziert werden. Hier hat die Reduzierung ein anderes Gesicht. Die Betreffenden sind noch rüstige Menschen und weil sie Beamte von den deutschen Zeiten sind, so riechen sie nach „Germanenblut“. Ein solcher Beamter darf doch in den echt „polnischen“ Hohenlohewerken nicht geduldet werden. Wie wir erfahren haben, soll jetzt ein ganzer Transport von Ingenieuren aus Galizien nach Oberschlesien kommen, um alle oberschlesischen Beamten zu ersetzen. Wir sind nur neugierig, was die Arbeiterschaft dazu sagen wird, wenn die Antreiber aus Galizien ankommen werden. Mit den alten Beamten war man noch halbwegs zufrieden gewesen. —a.

Bittkow. (Mit Maske und Revolver.) In der Werkstatt des Fleischermeisters Friedrich Majer auf der ulica Michalkowicza 4 in Bittkow drangen vier maskierte, bewaffnete Banditen ein. Die anwesenden Fleischergesellen Alois Musza, Alfons Malik und Arthur Ziaja wurden aufgefordert, sich mit dem Gesicht auf den Boden zu legen. Die Drei wurden alsdann von einem bewaffneten Räuber bewacht, während die anderen Komplizen an die Durchsuchung der Küche und Wohnung nach Geld herangingen. Die Täter fanden jedoch nichts vor und verschwanden in den nahen Feldern. Nach den Banditen wird polizeilicherseits gefahndet. z.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Verhängnisvoller Sturz. Auf der ulica Wolnosci in Schwientochlowitz glitt, infolge der herrschenden Glätte, die 34jährige Hedwig Rodemacher so unglücklich aus, daß sie einen Beinbruch erlitt. Es erfolgte die Einlieferung in das nächste Spital. Warum streuen die Hausbesitzer nicht. z.

Bismarckhütte. (Apothekendienst.) Den Feiertag-, Sonntag- und Nachtdienst in der Woche vom 5. bis 11. April versehen am 1. Feiertag bis abends 7 Uhr die Marienapotheke. Anschließend Nachtdienst die Alte Apotheke. Am 2. Feiertag bis einschl. den 11. April versieht den Nachtdienst die Alte Apotheke ul. Krakowska.

Orzegow. (Raubüberfall auf einen Kiosk.) Zwei maskierte, bewaffnete Banditen drangen in den Kiosk der Inhaberin Marie Piontka auf der ulica Koscielnia 22, in Orzegow ein und raubten dort einen Geldbetrag von 35 Zloty. Nach dem Raubüberfall flüchteten die Banditen über die nahen Felder. Wie es heißt, handelt es sich bei den Tätern um jugendliche Personen, welche bis jetzt nicht namhaft gemacht werden konnten. Die Polizei hat sofort die Verfolgung nach den Banditen aufgenommen. z.

Pleß und Umgebung

Kostuchna. (Faule Ostereier.) Nachdem die Fürstengrube eingestellt werden wird, sollen am 15. April 250 Mann von der Belegschaft verlegt werden und zwar 90 Mann nach der Emanuelsgrube-Murcki und 160 nach Boerschächte-Kostuchna. Soweit wäre diese Geschichte ja sehr lobenswert, aber es ist doch ein Haken dabei. Anstelle der zukommenden Arbeiter werden die beiden Gruben die gleiche Anzahl eigener Arbeiter entlassen und haben die Kündigungen bereits am 1. April ausgesprochen. Angeblich hat die Verwaltung zu dieser Maßnahme die Genehmigung des Demobilmachungskommissars Matzke. Selbstverständlich wurde gegen die Kündigungen protestiert und das letzte Wort dürfte wohl in dieser Angelegenheit noch nicht gesprochen sein. Diesmal wurden bei der Kündigung auch die Beamten nicht vergessen. Es gab sehr viele „blaue Briefe“ als Ostereier. Auch der Betriebsführer, Dipl.-Ingenieur Goepfert wurde vom Abbau betroffen. Seine Stelle übernimmt vorläufig Dipl.-Ingenieur Bialek.

Sport an den Feiertagen

Am ersten Osterfeiertag ruht der Sport fast ganz. Dagegen werden am zweiten Feiertag die Spiele um die oberschlesische Fußballmeisterschaft fortgesetzt. Auch diesmal muß man auf große Ueberraschungen gefaßt sein. Ferner findet auch am ersten und zweiten Feiertag ein interessantes Landhockeyturnier statt.

Um die oberschlesische Fußballmeisterschaft.

Sämtliche Spiele steigen auf dem Platz des erstgenannten Gegners und beginnen um 3 Uhr nachmittags. Vorher spielen die Reserve- und Jugendmannschaften genannter Vereine.

2. Feiertag.
Bezirksliga.

Kolejowy Kattowitz — Amatorski Königshütte.

Wenn es in diesem Treffen keine Ueberraschung gibt, so müßten die Eisenbahner, wenn auch erst nach großem Widerstand, den Sieg und die Punkte überlassen.

Orzel Josefsdorf — 07 Laurahütte.

Die Adler, die sich gegenwärtig in sehr guter Form befinden, dürften, da auf eignem Platz spielend die Punkte für sich buchen.

Slonsk Schwientochlowitz — Polizei Kattowitz.

Wie die Polizisten gegen die guten Slonsker in Schwientochlowitz abschneiden werden, bleibt abzuwarten.

D. F. C. Sturm Bielitz — Naprzod Lipine.

Trotzdem auf eignem Platz spielend, wird Sturm ganz aus sich herausgehen müssen, um gegen den Exmeister gut abzuschneiden.

A-Klasse.

Pogon Kattowitz — Rosdzin Schoppinitz.

Die Rosdziner sind kein leicht zu nehmenden Gegner und Pogon wird sich anstrengen müssen, um einen eventuellen Sieg zu erringen.

Slovian Kattowitz — Naprzod Zalenze.

Naprzod wird wohl gegen die, sich in sehr guter Form befindenden Slovianer, nichts zu bestellen haben und die kostbaren Punkte, ohne es zu wollen, abgeben müssen.

K. S. Domb — Diana Kattowitz.

Diana scheint wieder in Form zu kommen, so daß ein interessantes Spiel zu erwarten ist.

06 Myslowitz — 20 Bogutschütz.

Zwei gleichwertige Gegner die sich bestimmt einen harten Kampf um die Punkte liefern werden.

Silesia Paruschowitz — 09 Myslowitz.

Silesia ist kein zu unterschätzender Gegner und die 09er werden sich anstrengen müssen, um nicht geschlagen zu werden.

Kresy Königshütte — Zgoda Bielschowitz.

Wenn auch erst nach hartem Kampf, so dürften die Punkte doch den Königshüttern zufallen.

1. K. S. Tarnowitz — Slavia Ruda.

Ohne es zu wollen, werden die Tarnowitzer die Punkte doch an die gute Slavia abgeben müssen.

Odra Scharley — Slonsk Laurahütte.

Auf eignem Platz spielend müßten der Odra die Punkte zufallen.

Pogon Friedenshütte — W. K. S. Tarnowitz.

Die Soldatenmannschaft wird wohl in Friedenshütte nicht viel zu bestellen haben.

Handball.

Freier Sportverein Laurahütte — R. K. S. Kattowitz.

Es verspricht, ein interessantes Treffen zweier fast gleichwertiger Gegner zu werden. Was die Kattowitzer an Spielerfahrung vor haben, das werden die Laurahütter bestimmt wieder durch ihren Spieleifer wett machen. Das Spiel steigt am ersten Feiertag, um 10½ Uhr vormittags, auf dem Slonskplatz in Laurahütte. Vorher spielen die zweiten Mannschaften obiger Vereine.

R. K. S. Gieschewald — M. T. V. Myslowitz.

Trotzdem die Gieschewälder in der letzten Zeit große Fortschritte gemacht haben, so werden sie doch eine Niederlage gegen die spielstarken Myslowitzer nicht abwenden können. Jedenfalls verspricht dieses Spiel sehr interessant zu werden und auf deren Ausgang man gespannt sein kann. Das Spiel steigt am ersten Feiertag in Gieschewald.

Der Berg des Grauens

Alpen-Roman von Friedrich Lange.

15)

„Und Sie?“ forschte der Münchener hartnäckig.

Nun mußte sie Farbe bekennen.

„Ich wäre Ihnen natürlich ebenfalls dankbar. Wir leben je total isoliert und abgeriegelt in Gams. Ein Plauderstündchen zu dritt auf unserer Terrasse stelle ich mir sehr nett vor.“

Zeller schwieg. Und dann drängte er zum Tanz.

„Die Stunden entfliehen. Kommen Sie, wir wollen sie nützen.“

Er tanzte mit Feuer und Hingabe, soweit der scharfe Jazzrhythmus ein gefühlsmäßiges Aufgehen gestattete. Als die Musik schwieg, klatschten alle Tanzpaare in die Hände, erzwangen so ein Dakapo.

Liselotte war völlig losgelöst von ihrem bisherigen Leben. Es war, als ob sich eine Wand zwischen diesem Tage und der Vergangenheit aufgestellt hätte, eine Wand, die den Blick hinderte, zurückzuschauen.

Georg Zeller hatte den Arm fest um seine Tänzerin gelegt Aber seine Partnerin spürte das kaum. Ihr war jetzt so frei und beseligt zumute, daß sie sich über den wahren Grund dieser bemerkenswerten Tatsache im Augenblick selber keine Rechenschaft zu geben vermochte.

„Nun, Lämmchen, wie fühlst du dich?“ neckte einmal Mia.

Da breitete Liselotte die Arme aus, lachte so frei und jungmädelhaft: „Offen gestanden — ich fühle mich gar nicht! Oder doch: so leicht wie eine Feder, die sich im Fluge von der Wildtaube löst und vom Bergwind über Täler und Höhen hinauf ins Blaue getragen wird...“

Simson wechselte einen verständnisinnigen Blick mit seiner Dame, sagte: „Mir scheint. unsere kleine Frau Neudeck ist heute erst zum Leben erwacht.“

Mia gab ebenso leise Antwort: „Sie ist ein Lämmchen, ein unbeschriebenes Blatt. Und dabei ihrem Manne so sträflich treu, daß —“

Simson mußte so jäh lachen, daß Mia mitten im Satz stockte und ihn unvollendet ließ.

„Hören Sie mal, Sie allerliebster Schwerenöter, Sie machen mit Ihren Aeußerungen keine gute Heiratsreklame für sich!“ drohte er schelmisch, dabei ihre Hand zärtlich streichelnd.

Sie ging sofort auf seinen Ton ein.

„Ich mache aus meinem Herzen keine Mördergrube. Auch will ich gar nicht geheiratet sein...“, schmollte sie. Und in einem plötzlichen Heiterkeitsausbruch zeichnete sie eine Szene aus einem Lustspiel:

„Gar nicht auszudenken, daß ich meiste Zeit meines jungen Lebens am Herd stehen sollte, Kartoffelmus kochen, Linsen backen, meinem Manne die Pantoffeln warm stellen, mich mit dem Krämer über den Umtausch eines faulen Eies herumstreiten müßte, Babysachen nähen — hu!“

Sie führte die Zigarette zum Munde und blies den Rauch heftig von sich, als könnte sie damit gleichzeitig die Illusion des entworfenen Bildes in ein Nichts auflösen.

Da bereute Liselotte zum zweiten Male an diesem Tage, die Freundin begleitet zu haben. Und zugleich sprang ein Gedanke in ihr auf, war plötzlich da und wurde zu einer wichtigen Frage, die beantwortet sein wollte: Wie kam sie dazu, dieses hübsche, aber grenzenlos leichtsinnige Geschöpf „Freundin“ zu nennen? Was verband sie eigentlich miteinander? Jugendfreundschaft? Ja, die hatte existiert, aber seitdem gingen ihre Wege auseinander, und nach ihren Charakteranlagen hatten sie nichts, aber gar nichts mehr miteinander gemeinsam. Es war eine alte Wahrheit: junge Mädchen und Witwen von der Art Mias sind keine ebenbürtigen Freundinnen für verheiratete Frauen.

Nach einer Pause ergriff Zeller Liselottes Partei: „Ein Glück nur, daß nicht alle jungen Damen so denken wie Sie, verehrtes Fräulein Mia!“

Sie machte ihn mit einem koketten Blick, unter halb gesenkten Lidern hervorgeschossen, mundtot, nickte völlig ernsthaft: „Ich weiß, was Sie sagen wollen — die Welt würde aussterben. Und, was das Komischste an der Sache ist: ich muß Ihnen recht geben! Feine Pointe, was?“

Damit hatte sie die Lacher wieder auf ihrer Seite.

Zeller zuckte mit den Schultern, sagte, sich näher an Liselottes Ohr beugend: „Man kann dem Wildfang nicht böse sein.“

Das kleine Intermezzo wurde vergessen. Mia sprühte vor Uebermut und steckte die ganze Gesellschaft an. Der Abend verlief in glänzender Stimmung. Musik, Tanz, Wein...

Plötzlich breitete sich Erschrecken über Liselottes Gesicht Ihr Blick hing fasziniert an der kleinen Uhr, die sie um das Handgelenk trug.

„Mein Gott“ — es war wie ein Erwachen aus schwerem Traum —, „nun ist das letzte Postauto fort, und wir sitzen noch hier! Was soll mein Mann denken?“

Völlige Ratlosigkeit überschattete das junge Weib. Die Tränen saßen mit einem Male sehr locker und alarmbereit in den Augenwinkeln.

„Fehlt bloß noch, daß unser Lämmchen losheult!“ sagte Mia witzig, der Situation die Spitze umbiegend.

Da griff Zeller helfend ein. Die Hand sehr weich, sehr zärtlich auf den Arm der jungen verängstigten Frau legend, tröstete er: „Das ist nicht schlimm. Ich bringe Sie mit meinem Wagen heim.“ Und da Liselotte nicht sofort auf dieses Angebot einging, wiederholte er: „Gnädige Frau, ich bitte darum, Sie in meinem Wagen heimfahren zu dürfen!“

(Fortsetzung folgt.)

Bielitz, Biala und Umgegend

Bielitz und Umgebung

Des Arbeitslosen Ostern.

Die Glocken läuten, sie künden
Das frohe Osterfest,
Und zwitschernde Vögel bauen
Ihr luftiges Frühlingsnest;
Die Knospen quellen und schwellen
Und formen frisches Grün.
Belebend der Hauch des Lenzes
Zieht über die Lande dahin!

Doch für den Arbeitslosen
Gilt Osterfreude nicht,
Weil es ihm am Urquell der Freude,
An Lebensfreude gebricht;
Seit langer Zeit waren Sorge
Und Hunger bei ihm zu Gast —
So wurde ihm das Leben
Verhaßt und zu drückender Last!

Von Woche zu Woche ein Harren
Auf Arbeit, auf Lohn und Brot —
So hielt ihn das Schicksal zum Narren,
So zerrte die grinsende Not
Ihn durch die Gosse des Elends,
Durch Kot, durch Sturm und Schnee,
Erfüllte sein Herz mit Verzweiflung,
Mit Haß und bittrem Weh!

Und nun statt der Osterfreude
Noch immer Hunger und Leid,
Noch immer keine Arbeit,
Noch immer Elendszeit —
Das ist für die Arbeitslosen
Das Fazit vom Osterfest:
Den Reichen volle Schüsseln,
Den Armen der kärgliche Rest!

Geduld! Wir werden erstreben,
Daß allen ein Osterfest,
Daß allen ein lebenswert' Leben,
Daß allen ein warmes Nest,
Daß allen Lenz und Liebe
Und Freiheit bescheret sei,
Daß allem Volk erblühe
Ein sonniger Lebensmai!

Wir wollen die Auferstehung
Der Menschheit aus Nacht und Not!
Wir wollen, daß allen leuchte
Ein strahlendes Frühlingsrot!
Frisch auf, mein Volk, erwache!
Zum Kampf für Freiheit und Licht!
Du brauchst ja nur zu wollen —
Und deine Kette bricht!

Taess.

Alexanderfeld. (Einbruch ins Arbeiterheim.) Vom Donnerstag, den 2. auf Freitag, den 3. d. Mts., in der Nacht, wurde in das Alexanderfelder Arbeiterheim ein Einbruch von bis jetzt unbekannten Tätern verübt. Die Einbrecher sind auf bisher unbekannten Wege in den Saal eingedrungen. Sämtliche im Saale sich befindlichen Schränke wurden aufgebrochen, in welchen sich verschiedenes Notenmaterial und och anderes Archiv befanden. Die Diebe entwendeten eine Viola, eine Violine und einen kleinen Geldbetrag aus einer Sammelbüchse. Die Einbrecher haben Fenster und Türen offengelassen und sind in unbekannter Richtung verschwunden. Vor Ankauf dieser beiden Instrumente wird gewarnt.

Die Volksbühne Biala-Lipnik veranstaltet am Ostersonntag, den 5. April, um 7 Uhr abends, im Saale des Arbeiterheimes in Bielsko die Operettenaufführung „Die Landstreicher“ wozu alle Freunde und Gönner höfl. eingeladen werden. — Nach Schluß der Aufführung Tanz. Musikalische Leitung Woliczko Tadens. Szenenleitung Gürtler Alois. Eintritt im Vorverkauf 1,50 Zloty, an der Kasse 2,00 Zloty. Galeriesitzplätze 1,00 Zloty. Um zahlreichen Besuch bittet die Bühnenleitung.

Die „segensreiche“ Kommissarwirtschaft in Biala

Wie wir in unserer letzten Mittwochnummer, vom 1. d. Mts., berichtet haben, sollten die Stadtarmen aus einem Hause der Hettwer-Stiftung erst am 1. April in das an der Sajbuschstraße gelegene Versorgungshaus übersiedeln. Die Kierowniczka hatte es aber mit der Uebersiedlung sehr eilig, denn diese wurde schon am Montag, den 30. März durchgeführt. Ueber 80 Jahre alte, gebrechliche Leute mußten ihre wenigen Habseligkeiten zusammennehmen und auf den Befehl der „Fürsorgerätin“? Matuszewska sich im Versorgungshause zusammenpferchen lassen. Jetzt beginnen die neuen Leiden dieser Bedauernswerten bei Ausgabe und Ueberbringung des Essens, welches in jeder Hinsicht gekürzt und geschmälert wird. Unter Weinen klagen diese armen Leute ihr Leid, und niemand ist in der Gemeinde, welcher diese Bedauernswerten vor den Schikanen dieser Kierowniczka schützen würde. Die erste Instanz, welche für die Armen sorgen sollte, ist die „Opieka Spoleczna“ (Fürsorgesektion). Was aber diese Fürsorgesektion wert ist, geht am besten daraus hervor, daß ein hervorragendes Mitglied dieser Sektion, ein Powstaniec namens Mrogacz, wegen Zertrümmerung deutscher Schilder eine Arreststrafe verbüßt hat. Derselbe bringt es auch fertig, von Arbeitslosen „Lapowki“ (Schmiergelder) zu verlangen. Dann hat es natürlich die Kierowniczka leicht, nach ihrem Belieben schalten und walten zu können. Alle diese Maßnahmen, welche diese Kierowniczka unternimmt, sollen angeblich aus Sparsamkeitsrücksichten erfolgen. An diesen alten, vom Leben sehr hart mitgenommenen armen Leuten will man große Ersparnisse machen. Wir wollen der breiten Oeffentlichkeit an einigen Beispielen bekanntgeben, wie die jetzigen Machthaber in Biala wirtschaften. Nachdem Biala und Lipnik zu einer Gemeinde vereinigt wurden, leidet auch Lipnik unter der Kommissarwirtschaft. Nun besitzt Lipnik ein im Zentrum der Gemeinde gelegenes Gemeindegasthaus, welches schon viele Jahrzehnte Eigentum der Gemeinde ist. Dieses Gemeindegasthaus brachte der Gemeinde einen jährlichen Zins von 4000 Zloty. Außerdem waren ja noch Luxussteuer, Verzehrungssteuer, Umsatzsteuer usw., was der Gemeinde jährlich auch eine schöne Summe einbrachte. Dieses Gemeindegasthaus wurde ohne jeden triftigen Grund ab 8. September vorigen Jahres gesperrt und steht heute leer!!?

Am Magistrat ist ein Administrationsbeamter, namens Besz, angestellt, der obendrein als pensionierter Offizier auch noch neben der Pension ein schönes Monatsgehalt bezieht. Dieser Administrator Besz ist aber vollständig überflüssig, denn die eigentliche Arbeit leistet der gewesene Polizeiwachmeister Mynarski. Herr Besz übernimmt nur die von Mynarski einkassierten Gelder und liefert sie bei der Stadtkasse ab. Diese Arbeit könnte der Beamte Mynarski auch schon selbst machen, und die Gemeinde könnte 400 Zloty monatlich und viele kostspielige Prozesse ersparen, welche Herr Besz verschuldet. In den Armen- und Versorgungshäusern wird mit der Beleuchtung furchtbar gespart. Bei verschiedenen festlichen Anlässen wird aber das Geld in der schwersten Zeit der Krise mit vollen Händen hinausgeworfen. Bei der letzten Illumination war das Rathaus mit 600 elektrischen Lampen und drei Reflektoren beleuchtet! Solche Illuminationen fanden voriges Jahr drei statt. Kostet das nichts?!

Ins Meldeamt hat noch Dr. Döllinger aus Krakau eine Beamtin importiert, die, trotzdem sie nicht einmal richtig schreiben kann, in einer höheren Rangklasse ist, wie die alten Beamten. — Im städtischen Bad wurde die gewesene Kassiererin Sadlik so lange sekiert, bis man sie hinausekelte. Es wird sogar behauptet, daß die Sadlik durch die fortwährend Sekaturen geistesgestört ist. Für diesen Posten wurde wieder ein Sanator von Tarnowy bezogen, der einen Monatsgehalt von 300 Zloty bezieht, während sich die frühere Kassiererin mit 100 Zloty monatlich begnügen mußte.

Der abgegangene Kommissar Dr. Döllinger mußte der Stadt noch außerdem ein teures Andenken hinterlassen. Im Empfangszimmer des früheren Bürgermeisters befindet sich ein Bild von ihm in Lebensgröße, das er der Stadt gewidmet hat zum ewigen Andenken an seine segensreiche Tätigkeit. Dieses Andenken ist aber die Stadt teuer zu stehen gekommen. Für dieses Bild muß die Stadt Biala den Preis von über 900 Zloty bezahlen. Wieviel könnte den Stadtarmen für dieses Geld geboten werden?

Als Aufseher fungiert auch ein solcher Powstaniec, namens Pieczonka, der die Arbeiter bis aufs äußerste antreibt. Er steht mit der Uhr in der Hand bei den Arbeitern und wehe demjenigen, der sich von der Arbeit ein wenig aufrichten will, den fährt er mit den ordinärsten Schimpfworten an. Dieser Stojok ist ohnehin halb verrückt und gehört in eine Irrenanstalt. — Der Sekretär Szeligowski macht mit dem städtischen Fuhrwerk weiter Spazierfahrten.

So gibt es noch viele solcher überflüssiger Esser, die den Gemeindesäckel belasten, zu welchem die Bialaer Bürger steuern müssen. Die überflüssigste von allen ist die „Kierowniczka“ Matuszewska. — So schaut die sanatorische Kommissarwirtschaft in der Stadt Biala aus.

Zu bemerken wäre noch, daß die deutsche Partei mit dieser Kommissarwirtschaft zufrieden zu sein scheint. Bei den Wahlen haben ja viele deutsche Bürger die „1“ gewählt.

Bei ihrer Hauptversammlung sprachen sie über alles andere nur nicht über diese Kommissarwirtschaft. Wenn sie den Anspruch auf Demokratie erheben wollen, dann dürfen sie zu den geschilderten Zuständen nicht schweigen. Die Parole muß lauten: Wir fordern Gemeinderatsneuwahlen! —s.

Theater und Kunst

Stadttheater Bielitz.

Ostersonntag, den 5. April, nachmittags 4 Uhr, die letzte Vorstellung von „Katharina Knie“, ein Seiltänzerstück von Kark Zuckmayer. Nachmittagspreise!

Abends 8 Uhr, zum ersten Male, außer Abonnement: „Und Pippa tanzt“, ein Glashüttenmärchen von Gerhart Hauptmann. Die erste Aufführung in Bielitz!

Ostermontag, den 6. April, nachmittags 4 Uhr, zum letzten Male: „Der doppelte Moritz“, Schwank in 3 Akten von Impekoven und Mathern. Nachmittagspreise!

Abends 8 Uhr, zum ersten Male, außer Abonnement: „Das rote Tuch“, von Julius Horst und Wolfgang Polaczek. Ein neues österreichisches Lustspiel aus dem Justizmilieu, ein monatelanger Lacherfolg in Wien!

„Wo die Pflicht ruft!“

Wochenprogramm des Vereins jugendl. Arbeiter Bielitz.

Samstag, den 4. April l. Js., um 5 Uhr abends, Theaterprobe.

Sonntag, den 5. April l. Js., wegen Feiertag das Vereinszimmer geschlossen.

Montag, den 6. April, 5 Uhr nachmittags: Gesellige Zusammenkunft.

Den einzelnen Ortsgruppen wird zur Kenntnis gebracht, daß am Dienstag, den 7. April, um ½8 Uhr abends im Vereinszimmer eine Probe betreffs der Maifeier stattfindet. Alle Mitglieder werden ersucht pünktlich zu erscheinen.

Die Vereinsleitung.

Lipnik. Sonntag, den 12. April d. J., findet um 10 Uhr vormittags, im Gasthaus des Herrn Engbert in Lipnik die diesjährige ordentliche Generalversammlung des sozialdemokratischen Wahlvereins „Vorwärts“ mit statutenmäßiger Tagesordnung statt. Es ist Pflicht aller Mitglieder vollzählig und pünklich zu erscheinen!

Lipnik. Der Arbeitergesangverein „Freiheit“ in Lipnik veranstaltet am Samstag, den 11. April, im Gasthause des Herrn Andreas Englert in Lipnik seine diesjährige Frühlings-Liedertafel mit reichhaltigem Programm. Kassenеröffnung 7 Uhr abends; Anfang um 7.30 Uhr. Entree im Vorverkauf 1.00 Zloty, an der Kasse 1.50 Zloty. Um zahlreichen Zuspruch ersucht das Festkomitee.

Lobnitz. (Voranzeige.) Der A. G. V. „Widerhall“ in Lobnitz gibt heute schon allen Brudergesangvereinen bekannt, daß er sein 10jähriges Gründungsfest am Sonntag, den 31. Mai, im Falle ungünstiger Witterung den nächstfolgenden Sonntag veranstalten wird. Sämtliche Arbeiter-Gesangvereine sowie Kulturverbände werden daher heute schon ersucht, diesen Tag für Lobnitz freizuhalten.

Das Osterwunder

Der frühere österreichische k. u. k. Feldzeugmeister Wenzel Nabroschil aus Komotau heiratete nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie eine Brauerstochter aus Pilsen, die eine Mitgift von mehreren tausend Kronen hatte, und ließ sich mit ihr zwecks Ausschanks schwiegerväterlicher Hopfenerzeugnisse am Fuße eines ruinengekrönten, heiligen Berges nieder. Unzählige steinerne und hölzerne Standbilder heilig gesprochener Märtyrer säumten den schmalen steinigen Bergweg ein. Alljährlich an den hohen kirchlichen Festtagen strömten Tausende von gläubigen Wallfahrern hierher, um von Leidensstation zu Leidensstation, von Kapelle zu Kapelle kniend zu rutschen, ihre vielperligen Rosenkränze durchbetend und die Fürsprecher bei Gott um Erfüllung kleinlich-irdischer Wünsche anrufend. Wenzel Nabroschil stand sich dabei nicht schlecht. Bei trockenem, sonnendurchglutetem Wetter kamen die Pilger mit durstigen Kehlen zurück. Dann floß aus den blinkenden Bierhähnen ein unendlicher Strom von vielbegehrtem Pilsener. Nabroschil war deshalb mit seinem Schöpfer und dessen wundertätigen Heiligen sehr zufrieden. Er hielt es mit den mittelalterlichen Ablaßkrämern, die da sagen: „So bald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Feuer springt.“

Man kann nun vielleicht der Ansicht sein, zum vollen Glück des ehemaligen k. u. k. Feldzeugmeisters habe rein gar nichts gefehlt. Aber leider schwimmt in jedem noch so hellen Wasser eine eklige Kaulquappe. Auf jeden Fall wußten böswillige Ortseinwohner erheblich mehr als Wenzel selbst. Nur dunkel ahnte Wenzel, daß etwas faul sei. Mit starkem Mißbehagen stellte er alle vierzehn Tage einen Abgang von Tabak und Zigarren, prima geräucherten Würsten und Flaschen besten Rheinweins fest, ohne daß er den geheimnisvollen Abnehmer ausfindig machen konnte. Dabei war doch alles doppelt unter Verschluß gehalten. Den einen Schlüssel besaß Wenzel selbst und den zweiten seine Frau. Sollte sie etwa.... Unsinn! Immerhin, der Zweifel streckte mehr und mehr seine drohenden Arme aus. Die Frau hatte arme Verwandte. Aber dann hätte sie doch mit Paketen nach der Post laufen müssen. Das tat sie aber nicht. Hungernde Dorfbewohner kamen nicht in Frage. Ringsum hausten nur satte Bauern. Der junge Steuereinnehmer Josef Kluttig? Nein — mit 300 Kronen Gehalt hat man nicht nötig zu stehlen. Ein Hans in allen Gassen soll der Steuereinnehmer ja bei den Weibern sein und ein Windhund dazu. Aber was hat das ausgerechnet mit Nabroschils Würsten und seinem Tabak zu tun?

Wenzel überlegte: „Wie wäre es, wenn du einmal deinem Namenspatron den Fall vortragen würdest? Gott ist allwissend. Er wird dir bestimmt einen Fingerzeig geben. Die Gäste reden ja so oft von Wundern und Offenbarungen. Warum solltest du nicht auch einmal eine Offenbarung erleben?“ — Am frühen Ostermorgen nimmt Wenzel einen Anlauf und pilgert gläubigen Herzens auf den Berg zur Kapelle des heiligen Wenzel. Die andern buntgeschmückten Apostel läßt er links liegen. Mit ihnen will er nichts zu tun haben. Den Rosenkranz seiner Frau zwischen den Fingern, murmelt er einige Vaterunser. Dann trägt er seine Bitte vor. Aber Denkmäler reden im allgemeinen nicht. Mit mitleidslosem Lächeln oder kaltem Hohn sehen sie auf die Beter herab. Der Kniende verspürt schon einen stechenden Schmerz in den Beinen. Es kommt ja schließlich nicht oft bei ihm vor, und Ausdauer macht den Meister. Der steinerne Wenzel schweigt. Mühsam verbirgt Nabroschil seine Ungeduld. Flüche drängen hinter seinen Zähnen.

Da fegt ein Windstoß aus dem Tal über den Berg, nimmt seinen Weg durch die Kapelle, raschelt im verblichenen rotsamtenen Mantel des Heiligen und — — was ist das? Flattert da nicht ein Zettel aus der Hand des steinernen Mannes? Wahrhaftig! Gott hat durch die Hand des heiligen Wenzel schriftlich Hilfe zugesagt. Wenzel Nabroschil traut seinen erstaunten Augen nicht. Er kneift sich ins Bein. Doch es ist alles in Ordnung. Den Schmerz verspürt er, und da liegt das Papier vor ihm. Ist es tatsächlich für ihn bestimmt? Geschehen noch immer Wunder — heute — im Maschinenzeitalter? Doch warum zweifeln, Wenzel? Da leuchtet ja die Botschaft. Deine Bitte ist erhört. Zitternd hebt Nabroschil den Zettel auf, tastet sich damit ins Sonnenlicht, streicht sich über die Augen und liest: „Dir kann geholfen werden. Komm um 8 Uhr morgens nach dem Heuschober! Dort soll dein Wunsch in Erfüllung gehen!“

Wenzel überlegte nicht lange. Er stürmt davon. Das Papier entfällt seinen Händen, rollt noch einige Meter weit weg und legt sich auf den Rücken, gleichsam die göttliche Offenbarung vor profanen Blicken verbergend. Nabroschil springt in großen Sätzen den Abhang hinab. Nun ist er schon am Heuschober. Vom Kirchturm dröhnt es eben 7 Uhr. Noch eine Stunde. — — — — — — — — — —

Der Steuereinnehmer Josef Kluttig, ganz Osterfreude, betastet den heiligen Wenzel. „Wie,“ denkt er, „keine Antwort?“ Er sucht drinnen in der Kapelle und draußen. Da liegt noch das Papier. Gut sehr gut! Und dann im Sturmschritt nach dem Heuschober! Vom Kirchturm dröhnen eben zwei dumpfe Schläge: halb acht. — — — — — —

In eiligem Lauf, mit Päckchen beladen, verläßt eine Frau die Dorfstraße. Ueber Wiesen und Felder läuft sie, immer sich umsehend, dem Heuschober zu. Eben rollen acht Glockenschläge übers Land. Die Stunde des Gebetes ist da. Gott ist pünktlich. — Was bliebe noch zu berichten? Die Ereignisse überstürzten sich. Nabroschils Ehehälfte schrie auf und sprang aus dem Heu. Irgendwie hatte ihr der Wind die Kleider in Unordnung gebracht. Dann kniete ein Dritter, Nabroschil selbst, an der Stätte. Es sah nicht gerade so aus, als ob er betete. Drohende Fäuste streckten sich zur Kapelle des heiligen Wenzel empor.

In der folgenden Nacht brannte der Heuschober nieder.

Wenn später wieder einmal Gäste von Wundern erzählten, machte Nabroschil einen derartigen Lärm mit den Biergläsern, daß die Pilger Höllenmusik zu vernehmen meinten. Die ertappte Sünderin muß sich wohl statt des heiligen Wenzel einen andern Fürbitter suchen.

Freigewerkschaftliche Rundschau

Der Auferstandene

Sie hatten ihn, so heißt es, gekreuzigt und begraben. Und damit hatten sie geglaubt, auch den Gedanken begraben zu haben, den er gekündet hatte. Zufrieden war die Welt der Pharisäer und Zöllner. Der Revolutionär war nicht mehr.

Sie wußten es nicht, daß es das Wesen des revolutionären Gedankens ist, aufzuerstehen. Zu vergeben, um immer neu da zu sein. Der revolutionäre Gedanke ist das Bewegende der Geschichte, und der revolutionäre Gedanke ist, oder die Geschichte ist nicht!

In den Jahrhunderten reckte er sich hier und dort. Wirtschaftlich, religiös, geistig. Und man trat das erwachende soziale Recht mit Gewalt nieder. Und man verbrannte den geistigen Empörer. Symbol! Gekreuzigt und begraben hatte man doch mit dem Leibe die Idee der Freiheit gleicher Menschen für immer.

Aber dann gingen die drei Tage der Weltgeschichte zu Ende. Diese drei Tage des weltgeschichtlichen Werdens, die wir Menschen des schnellen Vergehens 2000 Jahre zu nennen gewohnt sind. Und siehe da: die Erde dröhnte, die Welt wankte in ihren Festen. Es schwankte der Ordnung des Lebens das Fundament. Ihr habt den Leib gekreuzigt, daß der Gedanke nur um so machtvoller ersteht aus dem Gefängnis des Grabes, in das ihr Kurzsichtigen ihn für alle Zeiten bannen zu können geglaubt habt.

Er ist auferstanden, der Geist der Liebe und der Freiheit, und neu leuchtet uns allen das Reich Gottes hier auf dieser Welt. Hört auf die Stimme des Auferstandenen, ihr Gequälten! Hört auf das Kampfwort seines Glaubens gegen Mammon, gegen Götzendienst! Hört auf das Göttliche, das da aus der Bewegung des Volkes zu euch spricht!

Hört ihr es nicht? Könnt ihr es noch nicht vernehmen? Versteht ihr denn immer noch nicht das heilige Wort?

Mitten unter uns allen ist er, der Auferstandene. In deinem Menschenbruder, der sucht und glaubt, erkennt und will. In deiner Menschenschwester, die da in Verzweiflung über das Leben die Faust ballt. In deinen Kindern, denen das Leben dieses Innerliche, Reine, Herzliche, Göttliche so oft nimmt, daß aus der verzerrten Seele heraus einst dann der Empörer wird, der Auferstandene, seine geknechtete Liebe zu retten zur Freiheit.

Du siehst nur Rohes? Du siehst nur Not und Kampf? Du siehst nur Ringen um den Pfennig und nur Sorge um das Brot?

Der Auferstandene ist in allen! Höre auf die Seele, die da in freiheitwollenden Menschen nach Lohn und nach Brot verlangt! Höre auf den heiligen Gerechtigkeitsgedanken, der sich da in diesem so nüchtern erscheinenden Existenzverlangen erzwingt! Höre auf die glaubende Liebe, die da bebt: es muß durch kämpferische Gestaltung einmal werden alles edel, groß und schön! Lausche auf das tiefe Sehnen nach dem Erdenreiche Gottes, an das sie alle glauben.

Niemand kann dem Menschen dienen und auch Gott. Wo die Not ist, leidet das Heiligste deiner selbst. Das Göttliche in dir wird zerrissen, wenn du um das Allerselbstverständlichste des Alltags sorgst und ringst. Stehe doch endlich in Ehrfurcht vor diesem Göttlichen, daß du es nicht mehr durch Mammonswirtschaft entweiht sein lassen magst!

Du hast ein Recht auf das Leben, ein Recht auf deine Freiheit, ein Recht auf das Göttliche in dir selbst! Laß es dir nicht zermalmen von der Brutalität einer ungöttlichen Wirtschaft!

Sei Prophet! Weise deinen Schwestern und Brüdern das Große, das da jetzt endlich kommt!

Sei Kämpfer! Vertreibe sie aus dem Tempel der Menschheit, diese Wechsler und Krämer!

Sei Weltgestalter! Nur wer „verkauft, was er hat", wie er es einstmal gekündet, ist frei von Gelüsten des Nutzens und der Gier. Nur die Wirtschaftsordnung der Gemeinschaft kann die Wirtschaftsordnung der Göttlichkeit sein.

Dr. Gustav Hoffmann.

Die Frau im Wirtschaftsleben

Im heutigen Wirtschaftskampf kann man der Frau nicht genug Aufmersamkeit widmen.

Im früheren Zeitalter gab es genügend Arbeiter, die die Frauen nur als Hausmutter und Arbeitselement betrachten. Es muß gesagt werden, daß es Zeiten gab, wo Frauen noch geschlagen wurden, wenn das Geld im Haushalt alle war oder der Mann dem Alkohol ziemlich zugesprochen hatte. Die Frau war eben Mädchen für alles, arbeiten von früh bis spät abends, Kinder von großer Zahl gebären und erziehen und haushalten mit wenigem Lohn.

Besonders in der Hausindustrie waren diese Zustände sehr scharf ausgeprägt. Es ist vieles besser geworden auf diesem Gebiet und welche junge Frau wird sich heute nur noch als Lasttier betrachten lassen. Es soll dabei nicht gesagt werden, daß die Frau heute keine großen oder nur geringe Aufgaben zu erfüllen hat. Sie wird auch heute noch mit in den Arbeitsprozeß eingespannt. In der Hausindustrie ist ein Arbeiten ohne die Frau undenkbar, ja sie trägt sogar die Hauptlast. Es ist aber wenigstens nicht mehr wie früher, daß sie sich nun noch alles gefallen lassen muß und eine reichliche Zahl von Kindern in die Welt setzt, sie beansprucht eben auch mehr und mehr gleiches Recht. Während früher die Männer ihr Vergnügen im Wirtshaus suchten und die Frauen zu Hause mit den Kindern Trübsal bliesen, sieht man heute die Familien gemeinsam an schönen Tagen spazieren gehen, ja die ganze Familie treibt vielfach gemeinsam Sport, sowohl im Winter wie im Sommer.

Wenn es auch noch Ausnahmen gibt, so ist aber allgemein zu verzeichnen, daß auf diesem Gebiete große Fortschritte zu verzeichnen sind. Viel trägt dazu bei, daß man es heute versteht und sich sagt, daß es nicht möglich ist, ein Dutzend Kinder für die kapitalistische Gesellschaft in die Welt zu setzen. Ein oder zwei Kinder trifft man nur noch in den jungen Arbeiterfamilien an. Es gibt nur noch einige Ausnahmen, die eben an dem alten Grundsatz festhalten.

Man muß sich nun fragen, ist dies alles von selbst gekommen oder hat es eine Aufklärung bedurft, daß die Frauen heute eine andere Einstellung einnehmen, als noch bis zum Kriegsausbruch?... Hier muß ganz offen allen Frauen gesagt werden, daß dies einer großen Aufklärung bedurfte, um dies alles zu erreichen

Auch hier muß ausgesprochen werden, daß es die Arbeiterorganisationen waren, die durch jahrzehntelangen Kampf und Aufklärungsarbeit den Frauen diese Stellung heute gegeben haben. Sind sich nun alle Frauen darüber im klaren, sind alle Frauen schon soweit aufgeklärt über all das, was ihnen von der Gewerkschaft und der Sozialdemokratie gegeben wurde? Nein: Sonst hätten nicht 50 Prozent Frauen einer Partei ihre Stimme geben können, welche die Frau wieder zurückdrängen will in die alten Zustände. und gerade der Nazipartei, deren thüringischer Minister Frick erklärte, daß das achte Kind erst das beste Kind sein könnte, dabei ist er noch ein Junggeselle.

Die Frauen im Betrieb oder die Frauen von Betriebsarbeitern wissen wohl, wer ihnen ein besseres Dasein geschaffen hat. Anders die Frauen in der Hausindustrie und in der Landwirtschaft. Diese Frauen wissen überhaupt noch nicht so recht, etwas mit der Gleichberechtigung der Frau anzufangen. Sie freuen sich wohl, nicht mehr das Lasttier allein zu sein, aber sie verstehen noch nicht mitzukämpfen und mitzuarbeiten, damit auch noch die letzten Hindernisse beseitigt werden, welche immer noch ins Elend führen. Sie verstehen noch nicht die wirtschaftlichen Zusammenhänge und die Krisen, die damit verbunden sind. Das ist nicht sonderlich verwunderlich, kennen doch selbst die Männer in der Hausindustrie und der Landwirtschaft diese Zusammenhänge nicht.

Die Funktionäre und Hilfskassierer haben in der Hausindustrie einen schweren Boden zu bearbeiten. Die richtigen Verhältnisse und die Einstellung der Hausarbeiter, und besonders die Einstellung der Hausarbeiterfrauen zu wirtschafts- und politischen Fragen, kann nur derjenige erkennen, welcher Woche für Woche, Tag für Tag, trepp auf, trepp ab, die Wohnungen dieser Familien aufsucht. Man kann sich kaum ein Bild machen, welche Unerfahrenheit noch anzutreffen ist. Es ist sehr schwer, diese Arbeiterschaft von den wahren Ursachen zu überzeugen, welche uns die heutige Wirtschaftskrise gebracht hat. Die Frauen spielen dabei eine sehr eigenartige Rolle. Die Gleichberechtigung nützen sie nicht für sich und nicht im Interesse des Allgemeinwohls aus. Ist es schon schwer, das männliche Geschlecht über Wirtschaftsfragen aufzuklären, so besteht bei den Hausarbeiterfrauen eine noch viel größere Schwierigkeit. Selbst wenn sich der Mann oder auch die Söhne in der Familie zur Gewerkschaft bekennen, so haben sie meistens mit den Einwendungen der Frau und Mutter zu rechnen und die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Die Frau sieht nur die Beitragsleistung, und wenn sie jede Woche bezahlen soll, das paßt ihr nicht in den Kram.

Wir wollen nicht verkennen, daß es unter den traurigen Verhältnissen, besonders in Hausindustrie, nicht leicht ist, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Es ist aber verkehrt, wenn sich die Frauen an der Beitragsleistung stoßen, von der sie viele Vorteile haben können. Früher nahm der Mann das Portemonnaie und ging ins Wirtshaus, vielfach mußte die Frau sich nachts etwas herausstehlen, wenn sie etwas haben wollte. Heute gibt es wohl selten Familien, wo die Frau nicht das Geld in den Händen hat. Die Frau hat es somit in der Hand, auch über die Mittel mitzuverfügen, welche für den Wirtschaftskampf aufgebracht werden müssen.

Wir erblicken deshalb unsere Hauptausgabe mit in der Aufklärungsarbeit der Frauen, der Jugend und der Kinder.

Wilhelm Böhm.

Großkampf in Dänemark?

In Dänemark droht bereits seit Wochen der Ausbruch eines Großkampfes, der einen erheblichen Teil der dänischen Arbeiterschaft treffen würde. Alle in diesem Frühjahr ablaufenden Tarifverträge sind entweder von den Unternehmern oder den Arbeitern gekündigt. Die Forderungen der Arbeitgeber lauten auf 10 bis 25 Prozent Lohnherabsetzung, die der Arbeiter auf Lohnerhöhung und Einführung eines 8-tägigen bezahlten Urlaubes. Für die am 1. Februar ablaufenden Verträge für 53 500 Arbeiter hatten die Unternehmer bereits die Aussperrung am 9. März angekündigt, durch Eingreifen des staatlichen Schlichters wurde jedoch die Aussperrung verschoben. Seitdem sind die Verhandlungen vor dem Schlichter ununterbrochen fortgesetzt worden und nunmehr so weit gediehen, daß der Schlichter am 26. März einen Schlichtungsvorschlag unterbreiten konnte, auf den die Parteien bis zum 7. April Antwort gegeben haben müssen. Der Inhalt des Schlichtungsvorschlages, der zur Zeit in den Organisationen beraten wird, ist noch nicht in der Oeffentlichkeit bekanntgegeben worden. Im allgemeinen wird in Dänemark mit dem Ausbruch des Kampfes gerechnet, weil sich die Arbeiter mit der größten Entschiedenheit einer Lohnherabsetzung widersetzen und auch nicht anzunehmen ist, daß die Unternehmer nachgeben werden. Falls der Kampf ausbricht, wird er sehr schnell einen großen Umfang annehmen, weil es in Dänemark auch während der Vertragszeit möglich ist, die nicht direkt beteiligten Berufe in eine Sympathieaktion treten zu lassen. Es ist daher sicher, daß der Kampf bereits 8 Tage nach seinem Ausbruch mindestens 100 000 organisierte Arbeiter umfassen wird.

Was soll unser Kind werden?

Der Junge oder das Mädel kommen jetzt wieder mit der Schülerkarte für die Berufsberatung aus der Schule nach Hause. Damit geht für die Eltern und die Kinder wieder die Sorge um den künftigen Beruf los. Bis zur Schulentlassung ist zwar noch einige Monate Zeit, aber trotzdem ist es schon gut, sich jetzt die Frage: was soll das Kind werden, vorzulegen.

Die Beantwortung wird ja vom Kinde und den Eltern aus erfolgen. Das Kind, das ja meistens mit einer gewissen Unlust in die Schule geht, glaubt, daß mit der Berufsarbeit ein neues, besseres und interessanteres Leben anfängt. Eine Angst vor dem Beruf wird man gewiß nur selten finden. Die Jugendweihe wird sehnlichst erwartet, denn danach soll man ja erwachsen sein, man wird arbeiten wie der Vater und die Geschwister, man wird vielleicht Geld verdienen. Welche Chancen für ein Kinderherz!

Aber die Eltern sehen diesem Schritt ihres Kindes kaum mit den gleichen frohen Gefühlen entgegen. Sie haben Angst vor der Berufswahl. Sie fragen sich, sollen wir den Jungen in eine Lehre stecken, soll er uns noch länger auf der Tasche liegen oder soll er irgendwo Arbeit suchen und möglichst viel Geld verdienen? Auf die Wünsche des Knaben wird bei dieser Fragestellung sehr wenig Rücksicht genommen. Gewiß mit einigem Recht, denn was will man nicht im Alter von vierzehn Jahren alles werden? Der Junge kann nicht darüber urteilen, was sich am besten für ihn eignen würde, das können die Eltern schon besser. Aber die Eltern können leider meistens nicht danach gehen. Wie oft werden sie ihr Kind in eine Arbeit zwingen müssen, von der sie selbst sehr gut wissen, daß sie sich nicht für das Kind eignet. Aus demselben Grund werden die Eltern oft darauf bedacht sein, das Kind schnell in einen Verdienst zu bringen. Sie müssen den Verbraucher loswerden. Aber wird nicht oft auch allzuschnell in diesen Dingen verfahren? Sollten nicht doch die Eltern sich überlegen, ob nicht eine mehrjährige Lehrzeit für ihr Kind vorteilhaft wäre? Das Kind in eine Arbeit mit Verdienst zu bringen, wird bei der augenblicklichen Wirtschaftskrise außerdem nahezu unmöglich sein. Wo gibt es Arbeit? Deshalb müßten die Eltern unbedingt versuchen, eine Lehre für das Kind zu finden.

Die Eltern werden einsehen müssen, daß die Erziehung des Knaben und des Mädchens mit der Ausschulung noch nicht abgeschlossen ist. Die heutige wirtschaftliche und technische Entwicklung fordert von dem einzelnen das Höchste. Qualifizierte Kräfte werden gebraucht und dafür ist Schule und Lehrzeit nötig. Die Eltern werden fragen: lohnt es sich denn überhaupt? Ja, es lohnt sich! Auch heute bei den schlechten Arbeitsverhältnissen sehen wir, daß gelernte Kräfte nicht so stark von den Auswirkungen der Krise beeinflußt werden als ungelernte. Die Löhne für gelernte Arbeiter sind höher als für ungelernte, die Aufstiegsmöglichkeiten für gelernte Arbeiter günstiger. Aber auch vom erzieherischen Standpunkt aus ist die Lehre für den jungen Menschen erforderlich. Leider ist die Entwicklung noch nicht so fortgeschritten, daß die Kinder des Proletariats dasselbe Recht wie die der bürgerlichen Welt genießen können, nämlich die längere Schulzeit und die höhere Schule für die Begabten, aber wenn die Eltern es möglich machen können, dann sollten sie ihre Kinder in eine Lehre schicken.

Im Zusammenhang hiermit verdient das geplante neunte Schuljahr in Preußen und die neue Nachschule Erwähnung. Man ist sich klar darüber, daß die längere Schulzeit den Kindern gar nichts schadet, im Gegenteil. Nur daß die jungen Leute den Eltern nun noch länger auf der Tasche liegen, das ist zu bemängeln. Der Staat müßte hier in Form einer Schulunterstützung eingreifen. Zumal der junge Mensch, der heute keine Arbeit findet, sowieso Arbeitslosenunterstützung erhalten würde. Wenn es aber möglich ist, eine Lehrstelle für die Kinder zu finden, dann sollten die Eltern nichts unversäumt lassen, daß ihre Kinder diese Lehre annehmen. Gibt es aber freie Lehrstellen? Vor einigen Jahren war gewiß ein großer Mangel an Lehrstellen, heute muß sich schon der Geburtenrückgang der Kriegsjahre bemerkbar machen, weshalb man hoffen kann, daß eine große Anzahl Lehrstellen zu besetzen ist.

Hat man sich nun entschieden, daß das Kind in eine Lehre gehen soll, dann kommt die weitere Frage, in welche Lehre es gehen soll. Wie schon gesagt wurde, soll man nicht zu sehr nach den Wünschen der Kinder gehen. Auch soll nicht nach den „Aussichten" gegangen werden! Sondern es kommt darauf an, wozu eignet sich das Kind am besten? Diese Fragestellung, die früher gar nicht oder selten zu finden war, drängt sich heute im Zeitalter der Spezialisation immer mehr in den Vordergrund.

Heute erst gibt es die viel geschmähte psychotechnische Eignungsprüfung, die öffentlichen Berufsberatungen usw. Die Eignungsprüfung ist gewiß mit einiger Vorsicht zu genießen. Aber auch gute Seiten besitzt sie. Diese überwiegen wahrscheinlich und deshalb kann es allen Eltern nur empfohlen werden ihre Kinder in den Instituten prüfen zu lassen, bevor sie sich für einen Beruf entscheiden. Bisher war ja die Berufsauslesung sehr einfach, man sah auf das Schulzeugnis, fragte, was willst du werden, und damit war es geschehen. Aber der Blick ins Schulzeugnis sagt gar nichts, allenfalls zeigt es uns eine allgemeine Begabungsrichtung und den Umfang des in der Schule erlangten Wissens.

Um ein sicheres Bild über die Qualitäten des Kindes zu erhalten, ist es nötig, mehrere Methoden anzuwenden: die öffentliche Berufsberatung geht dabei wie folgt vor: 1. ist Grundlage die mündliche Aussprache, 2. das Urteil des Lehrers. Der Lehrer, der das Kind schon meistens mehrere Jahre kennt, wird berichten können über das Gefühls- und Willensleben des Kindes, er wird auch genau Auskunft geben können über seine Charaktereigenschaften. Dem Lehrer kommt hier eine neue und wichtige Bedeutung bei. 3. ist ausschlaggebend das Urteil des Arztes, der Augen, Ohren, Lunge, Krankheiten usw. genauestens untersucht. Außerdem wird es noch auf die Eignungsprüfung ankommen, die dann urteilen wird, ob das Kind sich für den einen oder anderen Beruf eignet oder nicht.

Sorge der Eltern ist also die Frage nach dem richtigen Beruf. Und hierbei muß der den Menschen ureigenste Trieb nach dem Gelderwerb zurückgestellt werden. Denn die Entscheidung, die hier einmal gefällt wird, wirkt sich aus auf das ganze spätere Leben des Kindes, sie ist entscheidend für das spätere Glück, Zufriedenheit und Ansehen. Gerade was man an uns Alten gefehlt hat, daß man uns in Berufe steckte, die uns nicht interessierten und die uns alle Lebensfreude nahmen, sollte uns warnen, bei unseren Kindern ebenso zu verfahren.

Es wird also darauf ankommen, in welchem Beruf das Kind auf Grund seiner geistigen und körperlichen Beschaffenheit das Höchstmaß an Leistungsfähigkeit erreicht. Die Eltern mögen noch einmal ermahnt sein, bei der Entscheidung über eine solche schwere Frage fachmännischen Rat einholen und dann auch zu befolgen.

Walter Plitt.

Rundfunk

Kattowitz — Welle 408,7

Sonntag. 10: Gottesdienst. 12,15: Mittagskonzert. 14,40: Vorträge. 17,30: Jugendstunde. 18: Unterhaltungskonzert. 18,30: Aus Wilna. 20: Volkstümliches Konzert. 21,45: Abendkonzert.

Montag. 10,15: Gottesdienst. 12,15: Sinfoniekonzert. 14: Vorträge. 15,40: Kinderstunde. 16,10: Vorträge. 17,40: Volkstümliches Konzert. 19: Vorträge. 20,45: „Das Glöckchen von Corneville". 23,30: Tanzmusik.

Dienstag. 12,10: Mittagskonzert. 14,40: Vorträge. 16,10: Für die Kinder. 16,25: Schallplatten. 17,45: Volkstümliches Sinfoniekonzert. 18,45: Vorträge. 19,50: „Aida". 23: Tanzmusik.

Warschau — Welle 1411,8

Sonntag. 9: Gottesdienst. 12,15: Mittagskonzert. 15: Für den Landwirt. 16: Unterhaltungskonzert. 18,30: Aus Wilna. 20: Volkstümliches Konzert.

Montag. 10,15: Gottesdienst. 11,35: Vortrag. 12,15: Mittagskonzert. 14: Vorträge. 15,40: Kinderstunde. 16,10: Vorträge. 17,40: Volkstümliches Konzert. 19: Vorträge. 19,50: Schallplatten. 20: Vorträge. 20,34: „Das Glöckchen von Corneville". 23,30: Tanzmusik.

Dienstag. 12,10: Mittagskonzert. 14,40: Vorträge. 16,15: Schallplatten. 17,15: Vortrag. 17,45: Volkstümliches Sinfoniekonzert. 18,45: Vorträge. 19,25: Schallplatten. 19,30: Vorträge. 19,50: Oper auf Schallplatten „Aida". 23: Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 259. Breslau Welle 325.

11,15: Zeit, Wetter, Wasserstand, Presse.
11,35: 1. Schallplattenkonzert und Reklamedienst.
12,35: Wetter.
15,20: Erster landwirtschaftlicher Preisbericht, Börse, Presse.
12,55: Zeitzeichen.
13,35: Zeit, Wetter, Börse, Presse.
13,50: Zweites Schallplattenkonzert.

Sonntag, 5. April. 8: Morgenkonzert. 8,45: Ostergeläut der Breslauer Domglocken. 9: Morgenkonzert. 10: Katholische Morgenfeier. 11,30: Aus der Thomaskirche in Leipzig: Reichssendung der Bachkantaten. 12,30: Aus Berlin: Mittagskonzert. 14,30: Mittagsberichte. 14,40: Die Wiener Arbeitersport-Olympiade. 15: Schallplatten für Kinder. 15,30: Kinderzeitung. 16: Osternachmittag im deutschen Rundfunk. 16: Aus Stuttgart: Nachmittagskonzert. 16,15: Aus Breslau: Liebe kleine Stadt! 16,45: Aus Köln: Militärkonzert. 17,05: Aus Hamburg: Konzert des Kirchenchors St. Michael. 17,20: Aus Berlin: Die Comedian-Harmonists singen. 17,35: Aus dem Nationaltheater München: Vorspiel zu „Die Meistersinger von Nürnberg". 17,45: Aus Leipzig: Unterhaltungskonzert. 18: Der Arbeitsmann erzählt. 18,25: Wettervorhersage; anschließend: Auferstehungsglaube in aller Welt. 18,45: Wiederholung der Wettervorhersage. 18,50: Ich kommen soeben aus Marokko. 19,35: Jazz an zwei Flügeln. 20: Kurzgeschichten. 20,30: Aus der Mailänder Scala: Oper. Anschließend: Zeit, Wetter, Presse, Sport, Programmänderungen. Anschließend: Aus dem Hotel Esplanade, Berlin: Unterhaltungsmusik. 0,30: Funkstille.

Montag, 6. April. 8: Morgenkonzert auf Schallplatten. 8,45: Glockengeläut der Christuskirche. 9: Morgenkonzert auf Schallplatten. 10: Evangelische Morgenfeier. 12: Aus Königsberg: Mittagskonzert. 14: Mittagsberichte. 14,10: Rätselfunk. 14,20: Schachfunk. 14,35: Zehn Minuten Philatelie. 14,45: Zehn Minuten Verkehrsfragen. 14,55: Was der Landwirt wissen muß! 15,10: Mandolinenkonzert. 16: Kinderfunk. 16,30: Unterhaltungskonzert. 17,15: Arbeiterromane. 17,30: Konzert. 18,30: Wettervorhersage; anschl.: Wahres und falsches Selbstbewußtsein. 18,50: Liebe alte Lieder. 19,15: Wiederholung der Wettervorhersage; anschl.: Heimat in Schlesien. 20: Militär-Konzert. 22: Zeit, Wetter, Presse, Sport, Programmänderungen. 22,30: Aus Berlin: Tanzmusik. 0,30: Funkstille.

Dienstag, 7. April. 12,35: Wetter; anschließend Was der Landwirt wissen muß! 15,25: Kinderfunk. 16: Unterhaltungsmusik. 16,30: Das Buch des Tages. 16,45: Unterhaltungsmusik. 17,15: Zweiter landw. Preisbericht; anschließend: Kulturfragen der Gegenwart. 17,35: Von Homer zum Kuhstall. 18: Forschungsreisen in der Südsee. 18,25: Wettervorhersage; anschließend: Das wird Sie interessieren! 19: Stunde der werktätigen Frau. 19,30: Wiederholung der Wettervorhersage; anschließend: Abendmusik. 20,30: Aus Berlin: Ostereier. 22: Zeit, Wetter, Presse, Sport, Programmänderungen. 22,15: Aufführungen des Schles. Landestheaters. 22,30: Tanzmusik auf Schallplatten. 23,30: Kabarett auf Schallplatten. 0,30: Nur für Breslau und auf den Weltrundfunksender Königswusterhausen: Nachtkonzert. 1,30: Funkstille.

Versammlungskalender

Kattowitz. (Freidenker.) Am Sonntag, den 5. April, nachmittags 3 Uhr, findet im Zentralhotel die fällige Mitgliederversammlung statt. Gäste willkommen.

Kattowitz. (Maifeier.) Am Donnerstag, den 9. April, abends 7½ Uhr, findet im Zentralhotel, Zimmer 23 eine gemeinsame Sitzung der Vorstände aller Kulturvereine und der Partei statt, zwecks Aufstellung des Programms zu Maifeier. Vollzähliges und pünktliches Erscheinen erwünscht.

Königshütte. (Generalversammlung des Ortsausschusses.) Die diesjährige Generalversammlung findet am 19. April, nachmittags 2 Uhr im Büfettzimmer statt. Die alten und neuen Delegierten werden ersucht, sich für diesen Tag freizuhalten und vollzählig zu erscheinen, da sehr wichtige Angelegenheiten zur Beschlußfassung vorliegen.

Königshütte. (Arbeitslosenversammlung.) Am Mittwoch, den 8. April, vormittags 10 Uhr, findet im Büfettzimmer für die Arbeitslosen der Freien Gewerkschaften eine Arbeitslosenversammlung statt.

Friedenshütte. Am Montag, den 6. April 1931 (2. Osterfeiertag), findet im Vereinszimmer Ganczarczyk (früher Gorka) Othiliengrube ein Kommers statt. Berg frei. Der Vorstand.

Deutscher Arbeitersängerbund in Polen.

Der Chorführerkursus fällt an den Osterfeiertagen aus und wird erst am Sonntag, den 12. April fortgesetzt.

Der Termin für die nächste Bundes-Vorstandssitzung mußte verlegt werden. Bekanntgabe des neu anzusetzenden Termins erfolgt rechtzeitig an dieser Stelle.

Die Beisetzung unseres früheren Bundesliedermeisters Studienrat Franz Birkner findet am Sonnabend, den 4. April, nachmittags 3 Uhr, vom städtischen Krankenhaus Beuthen, Breitestraße aus statt.

Rege Teilnahme der polnisch-oberschlesischen Sänger erwünscht.

D. S. A. P.

Königshütte. Am Sonntag, den 12. April, nachmittags 3 Uhr, findet im Büfettzimmer des Volkshauses die diesjährige Generalversammlung der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei statt. Die Mitglieder werden gebeten, vollzählig und pünktlich zu erscheinen.

Wochenprogramm der D. S. J. P. Königshütte.

Sonnabend, den 4. April: Rote Falken.
Sonntag, den 5. April: Heimabend.

Holzarbeiter.

Kattowitz. Donnerstag, den 9. April, abends 7 Uhr, im Zentralhotel Mitgliederversammlung.

Metallarbeiter.

Kostuchna. Am Mittwoch, den 8. April d. Js., findet eine Mitgliederversammlung des D. M. V. um 5 Uhr nachmittags, bei Weiß statt. Der letzte Lohnausweis ist mitzubringen, zwecks Auszahlung der Kurzarbeiterunterstützung. Referent: Kollege Kuzella. Pflicht aller ist es zu erscheinen.

Freie Sänger.

Gemischter Chor Freie Sänger Kattowitz veranstaltet am (2. Osterfeiertag), einen Bunten Liederabend im Saale des Christlichen Hospiz, zu dem alle Mitglieder der Partei, der Gewerkschaften und der Kulturvereine herzlichst eingeladen sind. Anfang ½6 Uhr abends.

Freie Sportvereine.

Königshütte. (Freie Radfahrer.) Mitgliedersitzung am Sonntag, den 5. April, vormittags 10 Uhr, im Vereinszimmer, Volkshaus.

Königshütte. (Freie Turner.) Sonntag, den 5. d. Mts. (1. Osterfeiertag), nachmittags 4 Uhr, findet im Volkshaus ul. 3-go Maja (Vereinszimmer), die fällige Monatssitzung statt. Erscheinen aller Mitglieder erwünscht. — Am 2. Osterfeiertag veranstalten die Freien Turner im Chorzower Wäldchen für sämtliche Mitglieder ein Ostereiersuchen. Antreten 6 Uhr am Volkshaus Königshütte. Abmarsch 6½ Uhr.

Siemianowitz. (Freier Sportverein.) Am Montag, den 6. April, 4 Uhr nachm., Versammlung im Vereinslokal.

Verantwortlicher Redakteur in Vertretung: Theodor Raiwa, Mała Dąbrówka; für den Inseratenteil: Franz Rohner, wohnhaft in Katowice. Verlag und Druck „Vita", nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, ul. Kościuszki 29.